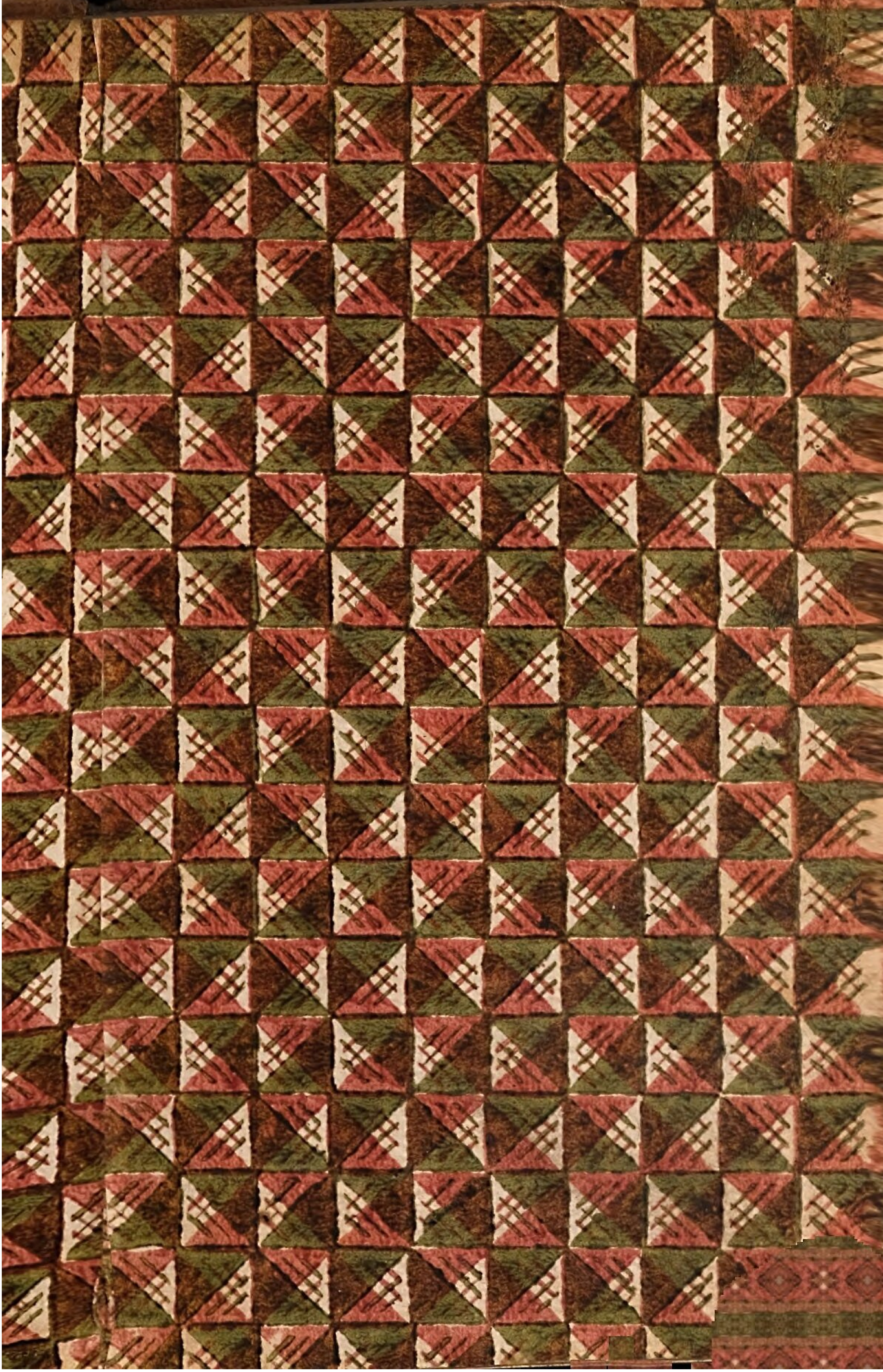
9



Landes-
bibliothek

Von Friedr. Theophilus Thilo.

X IV 1119

5225
d'

40

Coburger
Landes-
Bücherei

Lebensscenen aus der wirklichen Welt.

Vom

Verfasser der Emilie Sommer.

Erstes Bändchen.

Leipzig,

bey Paul Gotthelf Kummer, 1784.

Coburger
Landes-
Bücherei

Wenn einige würdige Frauenzimmer und Herren, in nachfolgenden Scenen, Züge aus ihrer Lebensgeschichte, oder Gemälde ihrer Karaktere finden sollten; so bitte ich sie deswegen hiermit um Verzeihung. Ich hoffe, sie werden mir diese Nachsicht um so mehr widerfahren lassen, je weniger meine Zeichnungen irgend ein schiefes Licht auf die darinnen aufgeführten Personen werfen dürften. Große Handlungen, und edle Karakterzüge erwärmten von je her die Einbildungskraft des Dich-

ters, und dem Geschichtschreiber gaben sie Stoff, die Menschen, mit ihren würdigen Brüdern und Schwestern, bekannt zu machen. Sollte ich Vorwürfe verdienen, wenn ich in diesen Scenen als Dichter, und als Geschichtschreiber ein Gleiches that? — Welcher Edle, der sich in meinen Gemälden wieder findet, wird mich um das Vergnügen beneiden, durch Ausbreitung seiner Tugenden meinem Nebenmenschen zu nutzen? —

F. T. Thilo.

Das

Das
edelmüthige Dienstmädchen.

Erste Scene.

Ihr Weisen, und Guten dieser Erde, die ihr die Tugend verehret, wo ihr sie findet — in Palästen, oder in Hütten! die ihr edelmüthige Menschen schätzt, sie mögen in Gold und Seide einher prunken, oder in niederer Dürftigkeit schmachten! — entzieht itzt, auf eine kurze Zeit, eure Aufmerksamkeit dem Schimmer in Glanz verhüllter Tugend, die oft unter erborgtem Schleyer Heucheley, und Eigennutz verbirgt! um mit mir einen Blick in die Gefilde der Armuth zu thun, und, im Gewande der Niedrigkeit, eine hohe edle Seele zu bewundern. Dort wurdet ihr vielleicht getäuscht! — man hielt euch vielleicht nur die blendende Masque der Tugend vor, um das Laster desto sorgfältiger vor euch zu verbergen, hier sollt ihr aber die Großmuth in ihrer edlen Einfalt, die Tugend im Gewande der Natur sehen! Keine ver-

verschleyerte Lüge soll euch bethören! mein Gemälde ist von der Wahrheit kopirt, oder es ist vielmehr — die Wahrheit selbst.

In einer der angesehensten Reichsstädte diente Jeannette Ranft, ein junges Frauenzimmer von achtzehn Jahren, als Aufwartemädchen bey einem reichen Kaufmanne, der Felbig hieß. Sie war nicht in ganz niedrigem Stande geboren. Ihr Vater verwaltete eine kleine öffentliche Einnahme bey der Stadt, und hätte von den Renten seiner Bedienung sehr bequem leben können; wäre nicht seine allzugroße Gutherzigkeit der Grund seines Untergangs geworden. Er hatte zwey sehr arme Geschwister, die von angesehenem Stande, aber durch allerhand unverschuldete Unglücksfälle in Elend gerathen waren. Jeannettens Vater, der von der Wohlthätigkeit sehr erhabene Begriffe hatte, hielt es für Pflicht, diese seine armen Geschwister auch mit seinem eigenen Schaden zu unterstützen. Denn Tugend — pflegte er zu sagen — ist keine Tugend, wenn sie uns nichts kostet, und Wohlthätigkeit, ohne Selbstopfer, verdienet diesen erhabenen Namen nicht.

Da er aber selbst eine zahlreiche Familie besaß, so waren in kurzem seine Einkünfte, zu Befriedigung dieser Bedürfnisse, nicht mehr hinreichend. Es konnte nicht fehlen, er mußte in Schulden gerathen. Der Mangel und die Armuth rissen endlich so sehr bey ihm ein, daß er kein andres Mittel mehr vor sich sahe, sich und die Seinigen davor zu schützen, als daß er von Zeit zu Zeit Eingriffe in seine Kasse that.

Einer seiner Geschwister war indeß wieder in gute Umstände gekommen, und der gute Ranft schmeichelte sich daher, von diesem wieder Unterstützung zu erhalten, und damit seine Kasse wieder anzufüllen. Aber ehe er dieses ins Werk richten konnte, wurde seine Untreue, bey einer unvermutheten Kassenrevision, entdeckt. Er verlor seinen Dienst darüber, und man machte ihm als einem untreuen Einnehmer den Inquisitionsprozeß. Er mußte ins Gefängniß wandern, wo er einige Wochen drauf, aus Gram, und Betrübniß starb. Seine wenige Verlassenschaft reichte bey weitem nicht zu Bezahlung seiner Schulden zu, und seiner Familie blieb auch nicht das Mindeste übrig.

Der Zustand dieser Unglücklichen war überaus bejammernswerth. Unsre Jeannette war unter sechs unerzogenen Kindern das älteste, und damals, als ihr Vater starb, dreyzehn Jahr alt. Bis dahin hatte sie eine ganz gute Erziehung genossen, wenigstens war sie so glücklich gewesen, sehr feste Grundsätze in der Religion zu bekommen. Da sie nun itzt das Elend ihrer Mutter und Geschwister sahe, erbot sie sich selbst, in Dienste zu gehen, und ihren verdienten Lohn zur Erhaltung ihrer Familie mit anzuwenden. Sie vermiethete sich zuerst als Kinderwärterinn, und so stieg sie in einigen Jahren bis zum Aufwartemädchen in angesehenen Häusern, wo sie durch ihren Lohn, und durch Trinkgelder jährlich ein Beträchtliches verdiente.

Alles dieß gab sie ihrer Mutter, um ihr die Erziehung ihrer Geschwister zu erleichtern. Da sie übrigens immer so glücklich war, wohlthätige Herrschaften zu bekommen, die ihre edelmüthigen Handlungen kannten, und zu schätzen wußten, so wurde sie von diesen immer so reichlich mit Kleidern versorgt, daß sie sich nicht nur selbst überaus nett und reinlich

lich tragen, sondern auch hiervon noch vieles an ihre armen Geschwister abgeben konnte.

Schon aus diesen Zügen lernen wir unsre Jeannette, als ein ausnehmend edelmüthiges Mädchen kennen. Aber sie war auch eben so schön, als tugendhaft. Ihre Bildung hatte das Eigenthümliche der wahren Schönheit, daß jedermann davon bezaubert wurde. Die regelmäßigsten Gesichtszüge, eine reine zarte Haut, schöne große blaue Augen, eine muntre Farbe, und dieß alles mit dem Ausdruck eines offenen edlen Karakters bezeichnet; — wer würde dieß nicht für wahre Schönheiten gelten lassen? — Sie war von mittler Größe. Ihr Wuchs war einer der regelmäßigsten, die ich kenne; und ihrem Fuße konnte man die niedlichste Form, und Nettigkeit nicht absprechen. Besonders hatte sie ungemein schönes, langes, braunes Haar, eine Zierde, die einst einen jungen Mann an sie fesselte, der ein volles Haar für die Schönheit aller Schönheiten hielt. Uebrigens war sie überaus gefällig, freundschaftlich, und offen gegen jedermann. Man konnte alles von ihr verlangen, was ihre Ehre nicht befleck-

befleckte; und, so viel sie konnte, ließ sie niemanden eine Fehlbitte bey ihr thun.

Eine sanfte Heiterkeit lächelte immer aus ihren Augen; und eine gewisse reizvolle Munterkeit belebte ihre Bewegungen, ihren Gang, und ihre ganze schöne Person. Aber nie strahlte das Feuer ihrer Heiterkeit, und ihres fröhlichen Herzens heller aus ihren Augen, als wenn sie von ihrer Mutter zurück kam, und ihr einen Theil ihres Lohns gebracht hatte. Dann empfand sie ganz das süße Gefühl, womit die Wohlthätigkeit unser Herz beseliget, und unsern Geist erheitert.

Ihre Mutter war beynahe stolz auf diese Tochter, und ihr tägliches Gebet zu Gott war immer dahin gerichtet, die Tugend dieses vortrefflichen Mädchens zu belohnen. Ihre Geschwister verehrten sie, wie eine Göttinn, und der Name Jeannette war ihnen immer die Bezeichnung eines gewissen heiligen Wesens, das ihnen die größte Hochachtung einflößte.

Wenn uns, die wir gewöhnlich von Vorurtheilen geblendet, nur bey der Oberfläche einer Sache stehen zu bleiben pflegen, die

glän-

glänzenden Vorzüge, die wir an Jeannetten bemerken, weit über ihren Stand zu gehen scheinen; so wird uns ihre Keuschheit, ihre Tugend im engsten Verstande, sogar bis zur Bewunderung hinreißen. Ihr gieng es nicht, wie mancher ihres Geschlechts, die nur tugendhaft blieb, weil sich niemand die Mühe gab, ihre Tugend in Versuchung zu führen. Jeannette mußte sich in der That einer Probe unterwerfen, die gewiß nicht die leichteste war. Aber sie hielt diese Probe aus; und ihren ruhmwürdigen Sieg krönte der glänzendste Triumph ihres eigenen Herzens.

Von jungen Mannspersonen ihres Standes hatte sie wenig, oder gar keine Anfechtung. Denn da sie sehr eingezogen lebte, und nie aus dem Hause kam, als wenn sie, ihre Dienstgeschäfte, oder ihre Besuche bey ihrer Mutter, auszugehen nöthigten; so gerieth sie auch mit jungen Liebesrittern in keine Bekanntschaft. Bekam sie ja bisweilen so ein freyer Abentheurer zu sehen, und reizte ihre vortreffliche Gestalt seine Lüsternheit; so schreckte sie ihn gewiß sogleich durch ihr äusserliches Betragen, das man in der That Antikoketterie nennen könnte, von allen Unter-

ternehmungen auf ihre Tugend zurück. Der gemeine Hause andrer Dienstboten nennte sie eine hochmüthige Närrinn, eine Benennung, die ihr wirklich mehr zur Ehre, als zum Schimpf gereichte.

Gefährlicher aber waren ihr die Nachstellungen des jungen Felbigs, des Sohnes ihres Dienstherrn. Dieser junge Mann hatte von der Natur alle die blendenden Eigenschaften bekommen, die für junge Mädchen, vom gewöhnlichen Schlage, so verführerisch sind, und woran sogar die strengste Tugend scheitern kann. Er war schön, reich, einschmeichelnd, und liebenswürdig im höchsten Grade. Jeannettens Reize fielen ihm sehr scharf in die Augen. Er konnte sich nicht enthalten, sie in der Stille zu lieben und zu bewundern. Da er aber auch ihre erhabnen Begriffe von Keuschheit und Tugend kannte, und zu schätzen wußte; so war ihm dieses Mädchen zeither wie eine Art von Heiligthum vorgekommen, welches zu verletzen, er für eine Brandmarkung seiner eigenen Tugend und Ehre ansah. Denn bey dem vollen Feuer der Jugend, das in allen seinen Adern wallte, war er doch ganz und gar keiner jener lockern

Jüng-

Jünglinge, die ihre Jugendkräfte hinrichten, um einst, als dreyßigjährige Greise, einher zu schwanken. Er erlaubte sich dergleichen niedrige Ausschweifungen niemals, und eine junge Unschuld zu verführen, war ihm ein Verbrechen, wovor er zurück schauderte. Und — gewiß wäre auch unsre Jeannette nie seinen Versuchungen ausgesetzt worden; hätte nicht ein besonderer, obgleich gering scheinender Umstand, seine Leidenschaft für dieses Mädchen bis zur äußersten Höhe gespannt.

Jeannette war eines Morgens, in ihrem Zimmer, im Begriff, sich in die Kirche anzuziehen; und eben hatte sie ihr schönes langes Haar aufgelöset, das weit unter ihre Taille herab floß, um solches von neuem in Ordnung zu bringen, als man nahe bey dem Felbigischen Hause Feuer schrie. Jeannette, die sich einbildete, das Feuer wäre im Hause, stürzte, in der ersten Aufwallung des Schreckens, zur Thür hinaus, und die Treppe hinab. Mitten auf der Treppe glitt ihr ein Bein aus, und unfehlbar wäre ihr Fall von sehr gefährlichen Folgen gewesen, hätte sie nicht der junge Felbig, der gerade die Treppe

herauf kam, um zu melden, daß das Feuer schon wieder gelöscht sey, in seine Arme aufgefangen. Halb leblos und ohnmächtig lag nun das erschrockene Mädchen an seinem Busen, und ihr aufgelösetes Haar umwallte, in schwelgerischer Menge, den jungen Mann, der sich so nahe bey ihr befand. Durch die Bewegung kam sie jedoch bald wieder zu ihrer Besinnung; und Felbig führte sie in ihr Zimmer zurück, wo er sie mit Empfindungen verließ, die seiner Ruhe nicht wenig schadeten.

Von Stund an fühlte er eine Leidenschaft für Jeannetten in seinem Herzen, die ihn auf einige Zeit zum elendesten Menschen machte. Besonders hatte er in ihren schönen aufgelöseten Haaren, die er noch gar nicht so gesehen hatte, einen, ihm ganz unwiderstehlichen, Reiz gefunden. Denn er hielt ein langes volles Haar für eine der größten Zierden eines Mädchens. Lange kämpfte seine Tugend mit den Empfindungen seines Herzens, und mit den sinnlichen Trieben seiner Leidenschaft; lange war der Sieg unentschieden. Endlich unterlag doch die Tugend den gewaltsamen Regungen der Liebe

noch.

noch. Er beschloß — Jeanetten zu verführen. Denn sie zu heirathen; dagegen strebten sich Vorurtheil und eingebildete Ehre, zwey Ungeheuer, die so oft in der großen Welt, auf Kosten der Tugend die abscheulichsten Verwüstungen anrichten.

Da er sich nicht schmeicheln durfte, daß Jeannette geradezu in seine Schlinge gehen würde; so suchte er vor allen Dingen, sich ihr verbindlich zu machen. Er fieng damit an, daß er Jeannettens Mutter, und ihren Geschwistern, ansehnliche Wohlthaten erzeigte. Hierdurch gewann er die Gewogenheit des liebenswürdigen Mädchens wirklich in einem sehr hohen Grade. Das Gefühl der Dankbarkeit forderte sie auf, sich gegen den jungen Felbig, in gleichgültigen Dingen, überaus gefällig zu erweisen. Dieser hingegen nahm diese kleinen Dienstgefälligkeiten für offenbare Beweise, von Jeannettens Liebe zu ihm, an. Dieß reizte ihn daher, seine Bewerbungen, um ihre Gunst, zu verdoppeln, welche darinnen bestanden, daß er Jeannetten selbst ansehnliche Geschenke machte. Und noch hätte das gute, unbefangene Mädchen die wahre Absicht dieses Betragens ihres unbekann-

bekannten Liebhabers nicht errathen; und vielleicht wäre sie wohl gar, in irgend einer Stunde der Leidenschaft, und der Versuchung von ihm überlistet, und hingerissen worden, hätte sich der junge Mann, der, in dergleichen Verführungskünsten, wirklich keine Erfahrung besaß, nicht selbst dadurch verrathen, daß er Jeannetten, bey Uebersendung eines seiner gewöhnlichen Geschenke, einen kurzen Brief schrieb, und darinn einige Worte von Liebe mit einfließen ließ.

Man kann leicht denken, daß dieser Umstand Jeannetten nicht wenig auffallen mußte. Nun enträthselte sie Felbigs ganze Absichten auf sie; zugleich beschloß sie aber auch, dagegen auf ihrer Hut zu seyn, und über ihr eigenes Herz zu wachen. Aber welche Empfindungen sprachen itzt, für den verführerischen Felbig, in ihrer Seele! — mit welchen Gefühlen hatte sie nicht zu kämpfen, um ihrer Ehre, und ihrer Tugend den Sieg zu erringen! — Felbig hatte sie von einer offenbaren Lebensgefahr errettet; er hatte ihrer Familie fortgeholfen; er hatte sich ihr selbst verbindlich gemacht; — wie stark mußte nicht das Gefühl der Dankbarkeit gegen

gen ihn in ihr erhöhet werden, wenn sie dieß alles überdachte! — Felbig war überdieß ein reizender, liebenswürdiger, junger Mann; — sollte eine so glänzende Eroberung, einem jungen Mädchen, welchem die Natur das Gefühl der Zärtlichkeit keineswegs versagt hatte, nicht schmeicheln? — sollte sie ihre geheimen Empfindungen der Liebe nicht erwecken? — wer würde sie verdammen können, wenn sie Mensch genug gewesen wäre, ihren Gefühlen nachzugeben, und — ihre Tugend zu vergessen? —

Aber nein! — Jeannette erkämpfte den größten Sieg eines Helden — den Sieg über sich selbst. Felbig beschloß nunmehr, seine Larve abzunehmen, und — dem vorgesetzten Ziel näher zu rücken. Er wußte es schlau genug anzulegen, daß er einsmals des Abends von einem Gastmahl, wo er sich mit seiner Familie befand, allein nach Hause zurück kehrte, und Jeannetten in ihrer Kammer überraschte, wo sie eben mit Lesung eines guten Buchs beschäftiget war. Man muß gestehen, Zeit und Umstände waren verführerisch genug; die Einsamkeit, worinn sie sich mit dem jungen Felbig befand: denn er hatte

alle die übrigen Domestiquen zu entfernen gewußt; — die Dunkelheit des Abends; — der Umstand, daß Felbig halb vom Wein berauscht war, und die Anfälle seiner Leidenschaft dadurch nur noch stürmender, und unbändiger wurden; — alles dieß vereinigte sich, den Fall der armen Jeannette zu befördern. Aber stark und unerschütterlich sind auch die Kräfte der wahren Tugend. Durchdrungen vom Gefühl dieser Stärke sank Jeannette zu Felbigs Füßen, und beschwor ihn, mit den rührendsten Bitten, und unter Strömen von Thränen, ihre Tugend zu schonen, und ihr — das einzige, was sie auf der Welt habe — ihre Ehre zu lassen. Der arme Felbig! — es brauchte nur eine dieser Thränen, die Jeannetten, wie Bäche, die Wangen herab rollten, um seinen ganzen Vorsatz aufzugeben. Er war keiner der kalten hartherzigen Bösewichter, die, ohne Menschengefühl, das Heiligthum der Tugend von ihrem Altar herab reißen, und, ohne Schaudern, die Schätze der weiblichen Ehre plündern. Eine gewisse namenlose Empfindung des Entsetzens bemächtigte sich itzt seines ganzen Wesens. Zitternd hob er Jeannetten

von

von seinen Füßen auf, bat sie mit zwey Worten um Verzeihung, und eilte, so schnell er konnte, von dannen, voll der bittersten Reue über eine Handlung, deren er sich nun von ganzer Seele zu schämen begann.

Von dieser Zeit an hatte Jeannette vor den Nachstellungen dieses jungen Mannes völlig Ruhe. Niemand wagte es weiter, ihr eine Krone rauben zu wollen, welche sie ihrer Ehre, durch jenen tapfern Widerstand, errungen hatte. Felbig verehrte in ihr die Tugend im niedrigen Gewande, und unterließ nicht, in seinen Wohlthaten gegen ihre arme Familie fortzufahren, weil er dieses für ein Mittel ansah, das Andenken seiner unedlen Handlung einigermaßen wieder auszulöschen. Mit Jeannetten aber ereignete sich ein andrer Umstand, der auch, in Rücksicht äußerer Verhältnisse, ihre Geschichte merkwürdig machte.

Es fiel ihr eines Tages von ungefähr ein, in die große holländische Lotterie zu setzen; und doch mangelte ihr das Geld dazu, weil sie besonders ihren Lohn, auf einige Zeit, schon zum Voraus weggenommen hatte. Uebrigens kostete das Loos schon so viel, daß

diese Summe, für ihre dürftigen Umstände, ein ansehnliches Kapital war. Es regte sich dabey freylich wohl auch der Gedanke in ihr, es sey keine kleine Thorheit von ihr, ihren sauer verdienten Lohn, eines ganzen Jahres, einem Spiele anzutrauen, dessen Ausgang nicht anders, als äußerst ungewiß, seyn konnte. Das Bewußtseyn dieser Thorheit beunruhigte sie nicht wenig; aber dennoch empfand sie einen so heftigen Trieb zu dieser Unternehmung in ihrem Herzen, daß es ihr ganz unmöglich wurde, demselben länger zu widerstehen. Tag und Nacht gieng sie damit um; sie konnte davor weder essen noch trinken, weder schlafen noch wachen. Und doch mangelten ihr alle Kräfte, ihren Trieb zu befriedigen. Was war zu thun? — Zwar hätte ihr der junge Felbig, ohne Umstände, das benöthigte Geld dazu gegeben. Ja! er würde sich noch oben drein Glück gewünschet haben, Jeannetten, die ihr verursachte Kränkung, durch irgend eine kleine Gefälligkeit, gewissermaßen wieder vergüten zu können. Aber das fein empfindende Mädchen wollte sich ihm, auf keine Weise, weiter verbindlich machen, weil sie einen Rückfall seiner Unter-

neh-

nehmungen auf ihre Tugend befürchtete. Sonst kannte sie auch keine Seele, die ihr so viel Geld geliehen hätte, als zur Besetzung des Looses nöthig war. Endlich fiel sie darauf, ihren Dienstherrn darum anzusprechen, und sich solches, in der Folge, an ihrem Lohne abziehen zu lassen.

Nun war der alte Felbig einer jener griesgrämischen eigennützigen Menschen, die jeden Groschen erst umwenden, ehe sie ihn ausgeben, und mit äußerster Hartherzigkeit alle diejenigen zurück zu weisen pflegen, die ihnen mit dergleichen Gefälligkeiten, als Jeannette von ihm fordern wollte, angestochen kommen. Dennoch faßte sie sich ein Herz, und gieng in der besagten Absicht zu ihm. Der alte Geizhals saß eben bey seiner Morgenpfeife, im Lehnstuhle, und rechnete seine Procente mit kaufmännischer Pünktlichkeit im Kopfe aus, als Jeannette zu ihm ins Zimmer trat.

„Was will sie?

fragte er, in seinem gewöhnlichen rauhen Tone, wenn er von jemand in seinen Spekulationen unterbrochen wurde. Zitternd stand Jeannette vor ihm, und antwortete:

„Ich wollte mir etwas von Ihnen aus-
„bitten.

F. „Nun! und was soll 's seyn?

J. „Ich habe zwar einen großen Theil
„meines Lohns zum Voraus weg; aber da
„ich doch noch länger bey Ihnen zu dienen
„hoffe —

F. „Was soll der Schnickschnack? kurz
„und gut; sie will Geld! nicht wahr?

J. „Wenn Sie die Güte haben woll-
„ten — auf Abrechnung meines künftigen
„Lohns, den ich treu und ehrlich —

F. „Mit ihrem Geschwätz! kurz und
„gut! wozu soll das Geld?

J. „Ich habe einen unwiderstehlichen
„Trieb —

F. „Es ihrer lüderlichen Bagage von Ge-
„schwistern anzuhängen? Gelt? —

J. „Nein! das gar nicht; obgleich
„meine Geschwister auch nicht lüderlich sind.
„Ich kann nur dem Verlangen nicht wider-
„stehen —

F. „Mit ihrem Verlangen! — kurz und
„gut! was hat sie für ein Verlangen?

J. „In die holländische Lotterie zu se-
„tzen.

F. Wa

F. „Wa — wa — was? — ist sie „des Geyers? oder was fichtet sie an? in „die Lotterie! — Lotterie! — sag sie mir „nur, ob Sie nicht den Verstand verloren „hat?

J. „Das nicht; Gott Lob! lieber Herr! „aber —

F. „Aber — aber! — kurz und gut! „sie ist eine Närrinn: — so eine Betteldirne, „wie sie ist, die sich kaum selbst ernähren „kann, will in die holländische Lotterie setzen, „das liebe schöne Geld so recht muthwilliger „Weise zum Fenster hinaus werfen, und — „auch noch gar dazu borgen; — es ist doch „zum Entsetzen! kurz und gut! von mir „kriegt sie keinen Heller zu solchen Narrens„possen.

J. „Ich kann ja aber doch auch gewin„nen, und dadurch meine ganze Familie glück„lich machen.

F. „Sie ist nicht gescheid! was will sie „gewinnen? als ob nicht Leute da wären, die „eher ein Recht dazu hätten! kurz und gut! „reise sie ihrer Wege!

J. „Seyn Sie doch immer so gut! es „schadet Ihnen ja gar nichts, so eine Klei-

„nigkeit zu entbehren; und ich will es ja gern
„bey Ihnen wieder abverdienen.

F. „Wie sie 's versteht! kurz und gut!
„gehe sie mir aus den Augen! es wird nichts
„draus.

Die arme Jeannette mußte fort, ohne ihre Absicht zu erreichen. Sie kränkte sich nicht wenig darüber, und zugleich quälte sie die Begierde, in die Lotterie zu setzen, so peinlich, daß sie nur durch Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft machen konnte. Einige Stunden gieng sie im Hause umher, kämpfend mit den stürmenden Bewegungen ihrer Seele, und arbeitend gegen das unaussprechliche Verlangen, in die Lotterie zu setzen. Aber alles vergebens! sie sah kein andres Mittel vor sich, die Qualen ihres Herzens zu lindern, als daß sie den jungen Felbig um das nöthige Geld anspräche. Nach vielen Ueberlegungen entschloß sie sich endlich doch zu diesem, ihrer feinen Empfindung, so nachtheiligen Schritte.

Indem sie aber noch an der Treppe stand, und ihre von vielem Weinen ganz roth gewordenen Augen trocknete, um, unter dieser Gestalt, nicht vor dem jungen Felbig zu erschei-

scheinen, kam eben des alten Felbigs Sachwalter die Treppe herab, welcher gerade, in Geschäften, sich hier im Hause befand. Herr Schell, so hieß dieser junge Mann, hatte den, bey einem Sachwalter sonst ziemlich ungewöhnlichen, Ruhm vor sich, nämlich den Ruhm einer überaus großen Redlichkeit, und Uneigennützigkeit. Da er Jeannetten sehr gut kannte, und ihre Schönheit und guten Eigenschaften oft im Stillen bewundert hatte; so fiel es ihm ungemein auf, sie hier in einem Zustande zu sehen, der nicht der behaglichste zu seyn schien. Er fragte sie um die Ursache ihrer Betrübniß, und ihrer Thränen. Jeannette, die Herrn Schell, als einen edeldenkenden Mann, schon kannte, erzählte ihm die ganze Sache, und eröffnete ihm ihren Vorsatz, den jungen Felbig um den Vorschuß des benöthigten Geldes zu bitten.

„Das hat sie nicht nöthig!
versetzte der gutmüthige Sachwalter.
„mache Sie sich dem jungen Menschen
„nicht verbindlich! ich werde vielleicht so
„viel Geld bey mir haben, ihr mit dieser
„Kleinigkeit aushelfen zu können.

Sogleich

Sogleich zog er seine Börse, und zahlte Jeannetten so viel Geld in die Hand, als sie zur Besetzung des Looses nöthig hatte. Das gute Mädchen ward von dieser unvermutheten Erfüllung ihrer Wünsche so betroffen, daß sie in eine rührende Danksagung gegen ihren Wohlthäter auszubrechen begann. Dieser aber verbot ihr, eine Sylbe weiter davon zu erwähnen, und gieng, ohne Jeannetten weiter anzuhören, von dannen, mit ruhigem und zufriedenem Herzen, über eine Handlung, die er für nichts weiter, als für Erfüllung seiner Pflichten hielt.

Inzwischen säumte Jeannette keinen Augenblick, sich das so sehnlich gewünschte Lotterieloos zu lösen! und wie heiter, wie vergnügt war sie itzt, als sie diese lastende Begierde von ihrem Herzen losgewälzet hatte! — besonders dankte sie dem Himmel dafür, daß er ihr geholfen hatte, ohne dem jungen Felbig Verbindlichkeiten schuldig zu seyn, zu welchem sie sich immer noch wenig Gutes versahe. Uebrigens beobachtete sie über diese ganze Sache ein tiefes Stillschweigen. Es kam ihr auch nichts weniger in Sinn, als die Hoffnung auf irgend einen

ansehn-

ansehnlichen Gewinnst. Ihr Verlangen war schon dadurch befriediget genug, daß sie nur hatte in die Lotterie setzen können; und nun dachte sie bloß darauf, wie sie von ihrem verdienten Lohne die, bey dem Herrn Schell gemachte Schuld, wieder tilgen könne.

Schon war seitdem eine geraume Zeit verflossen, und Jeannette hatte unter den Geschäften ihres Dienstes, und unter der Sorge für die Erhaltung ihrer armen Familie, ihr Lotterieloos vergessen; als einst eine Staffette aus Holland vor dem Hause ihres Dienstherrn abstieg, und nach Jeannetten Ranft fragte. Wie groß war das Erstaunen des edlen Mädchens, als sie vernahm, daß sie das große Loos gewonnen habe! — Vor Schrecken fiel sie beynah in Ohnmacht, wie ihr die Staffette eine holländische Banknote von hunderttausend Gulden überreichte, die sie alle Stunden, bey dem ersten, dem besten Banquier in Hamburg einheben konnte.

Das Gerücht von diesem unerwarteten Glücksfall verbreitete sich sogleich im ganzen Hause, und bald hernach auch in der ganzen Stadt. Der alte Felbig, der Jeannettens Glück beneidete, und die hunderttausend Gulden

den lieber selbst gehabt hätte, fiel in eine Art von Gemüthsverfassung, die sich in der That kaum beschreiben läßt. Das erste, was er that, war, Jeannetten auszuschelten, daß sie sich unterstanden habe, ohne seine Einwilligung dennoch in die Lotterie zu setzen. Er legte ihr solches für nichts Geringers, als für Ungehorsam gegen ihn, und für Naseweisheit aus. Doch erbot er sich sogleich, der Staffette die gewöhnlichen Kosten für Jeannetten, die deswegen in nicht geringer Verlegenheit war, weil sie sich keines Groschens Geld rühmen konnte, auszuzahlen. Denn dem alten Geizhals fuhr augenblicklich der Plan durch den Kopf, diesen schönen Gewinnst auf eine gute Manier an sich zu ziehen.

Kaum war dieß Geschäfte abgethan, und kaum hatte Jeannette die holländische Banknote in Händen, als er sie zu sich auf sein Zimmer rief, und ihr folgenden Antrag that:

„Was will Sie nun mit dem ungeheuern
„Gelde alle machen, Jeannette?

Wobey er mit großer Sehnsucht nach der Banknote schielte, die Jeannette in Händen trug.

J. „Was ich damit machen will? — „ist denn das Geld mein? — ich werde so„gleich hingehen, diese Banknote dem zu über„geben, welchem sie gehört.

F. „Das verstehe ich nicht. Hat sie „denn nicht in die Lotterie gesetzt? und hat „denn nicht ihr Loos diese Summe gewon„nen?

J. „Freylich wohl! das Loos nahm ich „aber nur bloß auf meinen Namen. Ei„gentlich gehört es ja doch dem, der mir das „Geld dazu gab.

F. „So, so! und der ist? daß ich fra„gen mag? —

J. „Der Herr Advokat Schell.

F. „Ha! ha! ist der dieser glückliche „Mann! ich habe nichts dagegen. Aber „weiß Sie was? ich will ihr diese Banknote „auslösen. Baar Geld wird dem Manne „vielleicht gerade zur gelegenen Zeit kommen. „Wie ich höre, wird er bald Hochzeit ma„chen; und dazu braucht man Geld. Geb „sie mir die Note her! in einigen Stunden „soll sie ihr baar Geld haben, in lauter hol„ländischen Dukaten. Ich brauche just eine

„der=

„dergleichen Note, für einen meiner Freunde „in Indien, bey dem ich Zahlungen habe.

Jeannette, die keine Ursache hatte, in die Redlichkeit ihres Dienstherrn ein Mißtrauen zu setzen, ließ sich diesen Vorschlag sehr gern gefallen. Sie gab ihm die Banknote, und wollte eben wieder ihren Abtritt nehmen. Da sie aber noch die Thür in der Hand hatte, rufte sie der schlaue Kaufmann zurück, mit den Worten:

„Noch eins! liebe Jeannette!

J. „Was befehlen Sie?

F. „Es wird doch, hoffe ich, Ihr „Ernst nicht seyn, so albern zu handeln, und „dem Herrn Schell ihren Gewinnst abzutre„ten? —

J. „Was ihm von Gott und Rechts we„gen gebührt —

F. „Lasse Sie mich ausreden! Der Ge„winnst gehört ihre; so viel ist gewiß. Herrn „Schell gebührt weiter nichts, als seine „Auslage: und — allenfalls das Interesse „davon. Will Sie ihm überdieß noch ein „kleines Geschenk machen, so stehet dieß bloß „in ihrem guten Willen, und Herr Schell „hat noch oben drein Ursache, sich dafür zu

„bedan-

„bedanken. Da sie nun Besitzerinn einer so „ansehnlichen Summe Geldes wird, so kann „es ihr auch nicht an guten Parthieen man„geln, die sich um sie bewerben werden. Und „da wollt' ich ihr dann doch als ein guter „Freund rathen, sich dabey wohl vorzusehen, „daß auch ihr Kapital gut angelegt wird. „Eine ansehnliche Handlung wäre wohl un„streitig die beste Wahl, die sie treffen könnte: „denn da steht das baare Geld nicht nur in „Sicherheit, sondern man kann doch auch „etwas damit erwerben. Weiß Sie was? „weil wir eben auf dem Kapitel sind; — ich „bin Willens, meinen Sohn zum Gesell„schafter in meiner sehr wichtigen Handlung „aufzunehmen. Ich mache schöne Geschäfte; „das ist ihr bekannt: und mein Sohn ist, „ohne Ruhm zu melden, ein junger Mann, „der genau in unser Fach paßt. Auch sieht „sie wohl ein, daß es ihm an ansehnlichen „Parthieen nicht mangeln kann. Mich dünkt „aber, daß sie das Glück hat, ihm eben „nicht zu mißfallen. Wie wär' es denn, „wenn ich itzt für meinen Sohn eine Anwer„bung bey ihr thäte? — die Familie wird „sich freylich wohl darüber beleidiget finden,

„wenn es heißt, mein Sohn heirathe meine „Magd; aber die Zeit wischt diesen Flecken „aus. Wir haben eben nicht nöthig, uns „nach der Familie zu geniren. Hat sie nun „Lust, meinen Sohn zu heirathen, so kön„nen wir hier gleich die Sache richtig ma„chen.

Wäre Jeannette mehr Heuchlerinn gewesen, als sie es vermöge ihres offenen Karakters wirklich seyn konnte; vielleicht hätte sie einer sehr traurigen Periode ihres Lebens entgehen können, welcher sie sich bloß durch ihre große Aufrichtigkeit näherte. Denn sie begieng die ehrliche Unvorsichtigkeit, dem Herrn Felbig auf seinen Antrag gerade zu zu antworten, daß sie in eine Verbindung mit seinem Sohne auch dann nicht willigen würde, wenn ihr der Lotteriegewinnst auch wirklich zugehöre, weil es offenbar sey, daß nur das ihr zugefallene Vermögen diese Verbindung bestimme: sie aber, nach ihren Grundsätzen, nur eine gegenseitige Liebe, die auf Tugend und Ehrfurcht gegründet sey, für das Mittel einer glücklichen Ehe ansehe. Sie wäre übrigens weit davon entfernt, die Einigkeit und die Ruhe einer vornehmen Fami-

lie, durch Eingehung des gethanen Vorschlags, zu stören. Und endlich fände die Meynung, daß der ihr zugefallene Lotteriegewinnst niemanden, als dem Herrn Schell, gehöre, in ihrem Herzen noch so viel Grund, daß sie sich nicht für berechtiget halte, über dieses Geld zu entscheiden, bevor sie nicht erst mit dem Herrn Schell darüber gesprochen habe.

Herr Felbig machte ihr zwar einige Einwendungen dagegen, und malte ihr die Glückseligkeit, die sie als eine reiche, angesehene Kaufmannsfrau genießen würde, auf das reizendste ab. Da er aber sahe, daß keine seiner blendendsten Vorstellungen etwas über ihre Standhaftigkeit in ihrem Entschluß vermochte, so nahm er schleunigst andre Maaßregeln, die hunderttausend Gulden, die seinen Geiz so sehr reizten, in seine Hände zu bekommen. Zu dem Ende war er schlau genug, sich zu stellen, als ob er sich bey Jeannettens Entschluß völlig beruhige, und von der Rechtschaffenheit ihrer Absichten hinlänglich überzeugt sey. Er entließ sie daher mit der Versicherung, ihr in einigen Stunden die

hunderttausend Gulden auszuzahlen. Die Banknote aber behielt er bey sich.

Jeannette hatte ihn kaum verlassen, so gieng er aus, und kam erst nach Verlauf zweyer Stunden wieder. Das gute Mädchen hingegen dachte inzwischen nur noch sehr gemäßigt an das ihr begegnete Glück. Sie betrachtete diesen Vorfall aus keinem andern Gesichtspunkte, als in so fern sie auf die Großmuth des Herrn Schell rechnete, von welchem sie sich schmeichelte, daß er nicht unterlassen würde, ihr von dem erhaltenen Gewinnst ein kleines Geschenk zu machen. Dieses beschloß sie alsdenn sogleich ihrer Mutter zuzustellen, und es zur Versorgung ihrer armen Geschwister mit anzuwenden. Denn bloß um dieser willen fühlte sie sich fähig, ohne Demüthigung ein Geschenk von dem Herrn Schell anzunehmen. Schon beseligte ihr Herz das süße Gefühl ausgeübter Großmuth und Menschenliebe, das so viel Wonne über die Tage schöner Seelen verbreitet. Eine gewisse Heiterkeit entzückte ihr ganzes Wesen bey diesem Gedanken — eine Heiterkeit, die ihre Reize um ein Großes verschönerte, und ihre Liebenswürdigkeit ungemein erhöhte. Als

ob

ob sie nicht im mindesten auf den großen Reichthum rechnete, der ihr doch mit Recht gebührte, gieng sie an ihre gewöhnliche Arbeit, und verrichtete solche mit einer Genauigkeit, als ob sie Ursache hätte, sich durch ihren Fleiß bey ihrer Herrschaft immer noch mehr zu empfehlen.

In dieser Beschäftigung traf sie der junge Felbig an. Ihn entzückte die holde Heiterkeit, die ein so reizendes Licht über ihre ganze Schönheit verbreitete. Er wünschte ihr Glück zu der vortheilhaften Veränderung ihrer Umstände, und bezeigte ihr seine Beyfreude darüber, und seine Verwunderung, daß sie sich noch mit so niedrigen Beschäftigungen abgebe. Da sie ihm aber ihre wahre Gedanken über diesen Vorfall eröffnete, die keine andern waren, als diejenigen, welche sie gegen seinen Vater geäußert hatte, so gieng er voll Bewunderung so vieler Großmuth, und mit dem Gefühl einer gewissen Scham vor sich selbst, von ihr weg, daß er so niederträchtig hatte handeln können, der Tugend einer so schönen Seele Fallstricke zu legen.

Itzt kam der alte Felbig nach Hause. Er rufte Jeannetten, händigte ihr einen Brief

 ein,

ein, und beorderte sie, solchen zu einem gewissen Kaufmann zu tragen, der vor der Stadt in einem Gartenhause wohnte. Jeannette gieng hin, und richtete ihren Auftrag aus. Auf dem Rückwege aber, und da sie kaum einige hundert Schritte vom Gartenhause entfernt war, überfielen sie zwey unbekannte Kerle, schleppten sie in einen nicht weit davon stehenden Wagen, und fuhren schleunigst mit ihr davon. Das gute Mädchen wurde zu unvermuthet übereilt, als daß sie Gegenwart des Geistes genug hätte haben sollen, etwas zu ihrer Rettung zu unternehmen. An das Schreyen, das gewöhnliche, obgleich meistens sehr schwache, und unwirksame Mittel gegen Gewaltthätigkeit, dachte sie zwar wohl gleich anfänglich. Aber dafür war schon gesorgt. Beym Angriffe hielt man ihr schon den Mund zu. Es war an einem ziemlich einsamen Ende der Vorstadt, und schon in der Abenddämmerung, als das Bubenstück geschah. Folglich waren wenig Menschen auf dem Tapete; und diese wenigen hatten theils auf das Schicksal eines geringen Dienstmädchens nicht Achtung gegeben, theils hatten sie auch keinen Beruf in

sich gefühlt, ihre Lunge und Beine, um eines so geringen Geschöpfs willen, so sehr in Bewegung zu setzen, und dem, im schnellen Fluge, forteilenden Wagen nachzulaufen. Kurz, Jeannette, welcher man auch sogleich im Wagen die Augen verband, mußte sich einige Meilen weit fahren lassen, ohne daß sie nur das geringste Licht über diesen sonderbaren Vorfall bekam. Denn sie mochte fragen, was sie wollte, ihre Führer antworteten ihr doch mit keiner Sylbe.

Endlich, nachdem man ihrer Rechnung nach wohl über sechs Stunden fortgefahren war, hielt der Wagen still. Man hob Jeannetten heraus, und führte sie, mit immer noch verbundenen Augen, fort, und sodann eine ziemlich tiefe Treppe hinab. Hier ließ man sie stehen, band ihr die Augen auf, und eilte von dannen.

Anfänglich wußte sich Jeannette vor Schrecken und Erstaunen, über dieses abscheuliche Verfahren mit ihr, gar nicht zu besinnen. Einer leblosen Bildsäule gleich stand sie da, und alle Empfindungen ihrer Seele waren wie erstumpft. Sie befand sich in einem unterirdischen Gewölbe, oder viel-

mehr in einer Art von Keller, in welchen auch nicht der Stral eines Tageslichts fallen konnte. Die eiserne Thür davor war auf das festeste verschlossen. Nichts sah sie um und neben sich, als ein elendes Bette, einen kleinen Tisch, worauf eine schlechte brennende Lampe, und ein Fläschchen mit Oel standen, und einen alten hölzernen Stuhl. Uebrigens war es sehr feucht und unangenehm in diesem Gewölbe, das dem Gefängniß des größten Missethäters nicht unähnlich war; und in der That hatte es auch von je her diese Bestimmung gehabt.

Die arme Jeannette! — wie traurig, wie schrecklich befand sie ihre Lage! als ihr nun die Erholung von ihrem ersten Schrecken Zeit gab, über ihren Zustand nachzudenken. Jammervoll warf sie sich auf das elende Lager, welches für sie bestimmt zu seyn schien, und Ströme von Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Ach Gott!

rief sie aus,

„was hab' ich verbrochen, daß man so „barbarisch mit mir umgehet? wen hab' „ich beleidiget, daß man mich wie einen

„Mis-

„Missethäter gefangen setzt? — O! ich
„Unglückliche, die man so glücklich pries,
„weil ihr eine Menge elendes Metall zuge-
„fallen war! — das ist also das große
„Glück, womit man mir schmeicheln
„wollte! — O Reichthum! welch eine
„Quelle des Elendes! — wie glücklich
„lebte ich in meiner Armuth! niemand be-
„kümmerte sich um mich. Ein ruhiges
„Gewissen, und ein zufriedenes Herz suchte
„mir niemand zu rauben. Aber dieß glän-
„zende Nichts — das ich doch nicht ein-
„mal begehrt habe — das ist unfehlbar
„der Grund meines Elendes! —

Diese, und ähnliche Gedanken, beschäftigten die arme Jeannette in ihrer Trostlosigkeit einige Stunden lang. Und wirklich war es allerdings der ihr zugefallene Reichthum, aus welchem dieß ihr trauriges Schicksal folgte. Jeannette sann hin und her, um zu ergründen, wer sie eigentlich in diese schreckliche Lage versetzt haben, und aus welchen Ursachen, und zu welchem Zweck ihr diese Begegnung widerfahren seyn möchte? — endlich glaubte sie hierüber gewiß zu seyn; und noch schrecklichere Folgen weissagte ihr diese

Gewißheit. Sie schrieb nämlich ihre Entführung dem jungen Felbig zu, und stellte sich vor, er habe dieses Mittel erwählt, seine gottlosen Absichten mit Gewalt bey ihr durch zu setzen. Dieß vermuthete sie um so mehr, da, ihrer Einbildung nach, das ihr zugefallene Vermögen ihm als die Ursache vorkommen möchte, das Haus seiner Eltern zu verlassen, welchem Schritte er, ihrer Meynung nach, durch diese Entführung hätte zuvor kommen wollen. Den Auftrag des alten Felbigs hielt sie bloß für zufällig, und für einen ungefähren Vortheil, der den Absichten seines Sohnes, ohne sein Wissen, zu statten gekommen sey.

So bildete sie sich die ganze Geschichte, und mit Entsetzen bangte sie dem Zeitpunkte entgegen, wo ihr vermeyntlicher Entführer erscheinen würde, das Verbrechen an ihr zu vollbringen, wozu er so grausame Anstalten gemacht hatte. Die mit diesem Gedanken verknüpfte Furcht setzte sie in die bejammernswürdigste Gemüthsverfassung, und brachte sie einer Art von Verzweiflung nahe, weil sie kein anderes Mittel vor sich sahe, dieser eingebildeten Gewaltthätigkeit zu entgehen.

Allein die gute Jeannette irrte sich hier ganz in ihrer Vorstellung. Der junge Felbig war bey ihrer Entführung so unschuldig, als die Sonne am Himmel. Vielmehr hatte niemand anders, als der alte Felbig, den ganzen gewaltsamen Anschlag wider sie ausgebrütet, und ausgeführt. Seine Absicht dabey war keine andere, als Jeannetten dadurch zur Heirath seines Sohnes zu nöthigen, und durch dieses Mittel ihre hunderttausend Gulden an sich zu ziehen, weil er befürchtete, sie möchte auf Anstiften des Herrn Schell, und ihrer Verwandten, sein Haus verlassen, und ihn, durch Hülfe der Gesetze, nöthigen, die ihr mit List abgelockte Summe wieder heraus zu geben.

Es währte inzwischen doch einige Tage, ehe Jeannette aus ihrem Irrthume gezogen wurde. Sie befand sich eigentlich auf dem Landgute des alten Felbigs, und wirklich in einem Gefängnisse, worinn man Missethäter aufzubewahren pflegte. Niemand hatte Wissenschaft von dieser Sache, als der Verwalter des Orts, und der Gerichtsdiener. Der erstere war ein guter, mitleidiger Mann, der sich sehr ungern zu dergleichen Grausamkeiten

brau-

brauchen ließ; und bloß, weil er gegen den alten Felbig gewisse wichtige Verbindlichkeiten hatte, durfte er es nicht wagen, ihm seine Dienste, bey dieser Affaire, zu verweigern. Der Gerichtsdiener hingegen besaß die ganze Härte, welche Leuten seines Gelichters so besonders eigen ist, und entsprach, in Ausübung seiner Grausamkeit, seiner Pflicht vollkommen.

Er war es allein, den Jeannette in den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft zu sehen bekam. Indem er ihr die nöthigen Speisen in ihr Gefängniß brachte, so suchte sie zwar den ganzen Zauber ihrer Ueberredungsgabe hervor, von diesem Manne, über ihr Schicksal, einiges Licht zu bekommen. Aber alles vergebens! — an diesem verhärteten Menschenwächter wurde die Kraft ihrer sonst so allmächtigen Reize zur Ohnmacht; und die Pfeile ihrer holdseligen Bitten prallten, ohne Wirkung, von seinem eisernen Herzen ab. Sie brachte auch nicht eine Sylbe von ihm heraus.

Diese harte Begegnung brachte das Gefühl ihrer Leiden, und ihres Schmerzes, aufs äußerste. Gequält von einer so marternden

Unge-

Ungewißheit, umhüllten die fürchterlichsten Vorstellungen der Zukunft ihre Seele. Sie war ganz außer sich; und wirklich standen die allerbetrübtesten Wirkungen dieser Seelenangst bey ihr zu erwarten, hätte sie nicht durch den Zuspruch des Verwalters einigen Trost, und einiges Licht über ihr Schicksal, bekommen.

Mit Thränen in den Augen trat der menschenfreundliche Mann in den unterirdischen Aufenthalt unsrer armen Jeannette. Das gute Mädchen zitterte und bebte bey seiner Ankunft, indem sie ihn unter dem verhaßten Karakter eines Helfershelfers des jungen Felbigs betrachtete. Aber er zog sie bald aus ihrem Irrthum, und sprach ihr Trost und Beruhigung ein, so viel, und so gut er konnte. Dann entdeckte er ihr mit großer Bewegung des Herzens seinen Auftrag, welcher darinnen bestand, ihr kund zu thun, daß sie eher nicht von dieser ihrer Gefangenschaft befreyet werden würde, bis sie sich entschlossen hätte, den jungen Felbig zu heirathen.

„Und sollt' ich hier in diesem Grabe leben-
„dig vermodern,

antwortete Jeannette,

„so

„so werde ich meine Hand einem Manne „nicht geben, der so grausame Mittel „wählte, sie zu erhalten.

Der Verwalter, der nun ihren Irrthum einsah, suchte ihr solchen zu benehmen, indem er sie versicherte, daß der junge Felbig, an diesem Verfahren gegen sie, nicht den mindesten Theil habe, ja nicht einmal etwas davon wisse, sondern alles auf Veranstaltung seines Vaters geschehen sey, dem es bloß um ihre hunderttausend Gulden zu thun wäre. Aber Jeannette erklärte mit der bewundernswürdigsten Standhaftigkeit, daß sie dem ungeachtet lieber sterben, als den jungen Felbig heirathen wolle; von welchem sie überzeugt sey, daß er sie niemals der Ehre, sich ehelich mit ihr zu verbinden, würde gewürdiget haben, wofern ihr nicht das ansehnliche Vermögen zugefallen wäre.

Der alte Felbig, der sich leicht vorstellen konnte, daß Jeannette nicht sogleich willigen würde, ließ sich daher auch, durch den Rapport des Verwalters, von seinem Vorhaben nicht im mindesten abschrecken. Er beschloß vielmehr, die Sache aufs äußerste zu treiben, und Jeannetten zur Verbindung mit seinem

Sohne

Sohne zu zwingen, es möge auch kosten, was es wolle. Unsre Heldinn hingegen nahm sich vor, mit eben der Standhaftigkeit auszuharren, und wenn es auch mit Gefahr ihres Lebens geschehen sollte.

Und wirklich war es zu bewundern, mit welcher Ergebung Jeannette ihr grausames Schicksal ertrug. Mit einem Muthe, der so selten einer weiblichen Seele zu Theil wird, schlug sie alle Vorschläge aus, die ihr der Verwalter von Zeit zu Zeit thun mußte, und lachte der Drohungen, womit der alte Felbig ihre Standhaftigkeit zu besiegen hoffte. Freylich litt ihre Gesundheit unaussprechlich bey dieser ihrer traurigen Gefangenschaft. Die Feuchtigkeit des Orts, der Mangel aller Bewegung, die geringen Nahrungsmittel, alles dieses schwächte ihren Körper so sehr, daß sie schon anfieng, sich einer zerstörenden Krankheit zu nähern, als gerade noch zur rechten Zeit, im Rathe der Vorsehung, ihre Errettung beschlossen war.

Ein gutes halbes Jahr hatte nun das arme Mädchen in diesem traurigen Kerker geschmachtet. Itzt aber, da sie eines Tages, unter dem Anfall einer sehr tiefen Schwermuth,

muth, arbeitete, und, ganz entkräftet von diesem Kampfe, auf ihrem elenden Lager da lag, öffnete sich die Thür, und — zu ihrem größten Schrecken trat herein, niemand anders, als — der junge Felbig. Nun — dachte sie, würde sich ihr Schicksal entscheiden; und sie schauderte zurück vor dieser Entscheidung, weil sie sich nichts gewisser vorstellte, als die gewaltsamsten Versuche auf ihre Ehre, und Tugend. Aber auch hier betrog sich die gute Jeannette in dem edlen Karakter des jungen Felbigs. Denn nichts weniger, als dieses, war die Absicht seiner Erscheinung. Er hatte einen überaus edlen, ruhmwürdigen Zweck dabey, wie wir sogleich hören werden.

Mit einer gewissen Art von Ehrfurcht näherte er sich Jeannetten, und sagte:

„Gott Lob! daß ich Sie endlich finde, „armes bedrängtes Mädchen! wie geht 's „ihr?

J. „Sehr elend, wie Sie leicht denken „können, Herr Felbig! Gott hat mir eine „schwere Prüfung auferleget.

F. „Wie hat sie es so lange aushalten „können?

J. „Durch Geduld, und mit dieser will „ich 's auch noch künftig aushalten. Ich „habe so viel gelitten —

F. „Und unschuldig gelitten, liebe Jean„nette!

J. „Unschuldig leiden ist immer nicht „ohne Trost, ohne Beruhigung, Herr Fel„big!

F. „Vortreffliches Mädchen! — und „sie hat keinen Vorwurf für mich, der ich ihr „diese Leiden verursachte?

J. „Keinen! gar keinen! denn man soll „ja auch seinen Feinden, seinen Verfolgern „vergeben. Nur schonen Sie meine Tugend! „und, — soll ich sie mit meinem Tode er„kaufen — so lassen Sie mich hier in Ruhe „sterben! das ist es, um was sie ein elendes, „zu Grunde gerichtetes Mädchen bittet.

F. „Was denkt sie von mir, Jeannette? „glaubt sie, daß ich ihr Henker, ihr Ver„folger bin? — Gott soll mich dereinst an „jenem Tage vor ihrem Angesichte dafür stra„fen, wo ich den geringsten Antheil an die„ser verfluchten Behandlung habe! — Nein! „liebes, gutes Mädchen! ihre Tugend ist „mir zu verehrungswerth, als daß ich meine

„ungeweihten Hände an dieses Heiligthum le„gen sollte. Hab' ich wohl ehemals Absich„ten gegen sie merken lassen, die nicht die be„sten waren, so war das eine jugendliche Ue„bereilung, die sie mir verziehen hat, und „die ich mit meiner Reue, und meinen Thrä„nen abgebüßet habe. Nein! darum komme „ich nicht zu ihr. Als ihr Erretter, als ihr „Befreyer bin ich da. Fasse sie also Zutrauen „zu mir, und glaube sie, daß sie mit einem „Manne zu thun hat, der die Beschützung der „Unschuld sich zu einer der heiligsten Pflichten „macht.

J. „Wirklich, Herr Felbig! Sie setzen „mich in Erstaunen durch das, was Sie mir „da sagen. Aber ich begreife dieß alles noch „nicht ganz. Schließen Sie mir die Ge„heimnisse vollends auf! dann will ich Ih„nen trauen, und Sie ewig als meinen „Schutzengel verehren. Wie kommen Sie „hieher? woher wußten Sie meinen Aufent„halt, wenn Sie keinen Antheil an diesem „grausamen Verfahren gegen mich haben?

F. „Leider ist es mein Vater, der allein „die Schuld ihrer Verfolgung wird tragen „müssen. Er hat sie wegnehmen, und sie

„hie-

„hieher bringen lassen. Sein schändlicher „Geiz verführte ihn dazu. Niemand wußte, „wo sie so plötzlich hingekommen war. Viele „glaubten, sie wäre mit der erhaltenen Bank„note in alle Welt gegangen. Leute aber, „die ihre Denkart besser kannten, konnten „ihr dieß nicht zutrauen. Ihre Mutter, und „ihre Geschwister waren untröstlich, und un„fehlbar wären sie vor Hunger und Elend „verschmachtet, hätte ich nicht Mittel gefun„den, sie dem Verderben zu entreißen. Sie, „liebe Jeannette, habe ich allenthalben ge„sucht; aber vergebens. Denn mein Vater „verschloß dieses Geheimniß sorgfältig in sei„nen Busen: und sogar mir selbst hat er „keine Sylbe davon eröffnet, daß er mich ihr „zum Ehegatten hat aufdringen wollen. „Heute, da ich von ungefähr hieher komme, „entdeckt mir der Verwalter, welchem sein „Gewissen nicht länger Ruhe ließ, die ganze „Sache, und bittet mich, meinen Vater von „seinem unmenschlichen Unternehmen abzu„bringen. Aber — dieses erwarten; ohne „daß der Lotteriegewinnst in seine Hände fiele, „hieße meinen Vater ganz verkennen. Ich „kündige ihr vielmehr hiermit selbst ihre

„Freyheit an, und bitte sie, diesen Aufenthalt „augenblicklich zu verlassen.

J. „Ich danke Ihnen, Herr Felbig, „für Ihre Güte. Sie beweisen Ihre Recht„schaffenheit mit der That, und mein Herz „wird ewig davon gerührt bleiben. Aber „verzeihen Sie mir, wenn ich Ihr Erbieten „nicht annehmen kann! Denn, wie würde „es Ihnen bey Ihrem Herrn Vater gehen? „was würde das Schicksal des armen redli„chen Verwalters seyn? ich kenne seine grau„same rachgierige Gemüthsart. Dieß hieße Ih„re Güte, Ihre Edelmuth mit dem schwärzesten „Undank vergelten. Nein! ich will hier bleiben, „bis mich Ihr Herr Vater selbst losläßt, oder „bis mich der Tod von meinem Leiden erlöset. „Wenn Sie etwas für mich thun wollen, so „fahren Sie fort, für meine arme Mutter „und Geschwister zu sorgen, daß sie nicht „Hungers sterben! dieß ist alles, was ich „mir von Ihnen ausbitte.

F. „Nein! das ist zu viel! diese Groß„muth macht mich schamroth. O, Mädchen! „deines Gleichen hat die Welt nicht mehr. „Aber — sie soll und muß dieses Gefängniß „verlassen; ich gehe nicht eher von dannen,

„bis

„bis Sie mit mir gehet. Wider meinen Va„ter werden mich die Gesetze schützen, wenn „er gegen mich die Stimme der Natur ver„läugnet; und den Verwalter werde ich in „Schutz nehmen. Ihr Vermögen soll ihr „mein Vater schon herausgeben; und wenn „er nicht will, so sollen ihn die Gesetze dazu „zwingen. Was mich anbetrifft, so werde „ich nie Anspruch auf Ihre Hand machen, „auch dann nicht, wenn sie mir solche selbst „aus freyem Willen reichte. Denn so sehr „ich mir Glück wünschen würde, ein Weib „an meinen Busen zu drücken, das zu einem „Engel der Erde gebildet ist, so soll mir doch „mein Gewissen, und die Welt nicht den Vor„wurf machen, daß ich niederträchtig genug „hätte seyn können, mir sie durch eine Hand„lung zu erwerben, wozu mich bloß die „Stimme der Menschheit auffordert. Denn „bey Gott, dem Allwissenden, der die ge„heimsten Falten meines Herzens durchspäht, „schwöre ich ihr hiermit, daß ich dieses alles „treu und unverbrüchlich halten will! —

So stark die Rührung war, welche das Herz der unglücklichen Jeannette, über dieß edle großmüthige Betragen des jungen Fel-

digs, durchdrang, und so wenig sie an der Aufrichtigkeit seiner Versicherungen zweifelte; so viel Mühe hatte dennoch der gute Felbig noch immer, sie zu bewegen, daß sie ihr Gefängniß verließ. Endlich folgte sie ihm aber doch, nachdem er ihr sein Versprechen, für den Verwalter zu sorgen, noch einmal feyerlichst hatte wiederholen müssen.

Jeannette war nun also wieder auf freyem Fuß. Aber ihr Vermögen befand sich noch in den Händen ihres Tyrannen. Anfänglich dachte das edle Mädchen daran wenig oder gar nicht; oder geschah' es ja, so war doch dieß Andenken mit einer gewissen Empfindung verbunden, die in der Erinnerung an ihre, um dieses Vermögens willen, erlittenen Drangsale ihren Grund hatte. Vielmehr beschäftigte ihre sanfte Seele, in der ersten Anwallung ihrer Freude, über ihre unverhoffte Errettung, mit nichts, als mit Gefühlen der Dankbarkeit gegen Gott, und ihren Befreyer, ohne sich eben sehr um die Zukunft, und darum zu bekümmern, wo sie sich nun hinwenden sollte?

Inzwischen erinnerte sie Herr Felbig auch an diese wichtige Sache; indem er ihr versprach,

sprach, seinen Vater dahin zu bewegen, daß er ihr ihr rechtmäßiges Eigenthum wieder herausgebe. Jeannette hingegen erklärte sich auch gegen ihn, sie würde seinem Vater gern das Vergnügen gönnen, diese Summe Geldes zu besitzen, indem sie für ihre Person gar keine Ansprüche daran mache. Da aber der Gewinnst nicht ihr, sondern dem Herrn Schell gehöre, so halte sie sich für verbunden, auf die Herausgabe derselben um so mehr zu dringen, je mehr sie durch ihre Unvorsichtigkeit den Herrn Schell in die Gefahr gesetzt habe, dieselbe gänzlich zu verlieren.

Sie war denn also dießfalls mit der Versicherung des jungen Felbigs, welcher sich über ihre sonderbare Großmuth nicht wenig verwunderte, vollkommen zufrieden. Alsdenn eilte sie in die Stadt zurück, und überraschte ihre arme Mutter und Geschwister durch ihre unvermuthete Erscheinung eben so sehr, als sie durch ihre Befreyung selbst überrascht worden war. Die guten Leute hatten ihre geliebte Wohlthäterinn für gänzlich verloren gehalten. Wie groß mußte also ihre Freude seyn, als sie dieses edle liebens-

würdige Mädchen wieder in ihre Arme schliessen, und in ihren Liebkosungen ihrer ganzen Zärtlichkeit freyen Lauf lassen konnten! — Ueber diesen ersten Aufwallungen ihres Entzückens dachte niemand an den, Jeannetten zugefallenen Reichthum. Die Erzählung ihrer Schicksale, und die Lobeserhebungen und Segnungen, womit sie sich, über den jungen Felbig auszubreiten, nicht aufhören konnten; — diese Dinge beschäftigten die gute Familie eine Zeit lang so sehr, daß sie eine Sache beynahe vergaßen, welche bey weniger edeldenkenden Menschen gewiß der Gegenstand eines allgemeinen Verlangens gewesen seyn würde.

Der vortreffliche junge Mann war immittelst auch wieder in die Stadt zurück gekommen. Er eilte sogleich zu seinem Vater, und beschwerte sich bey ihm, in einem zwar ehrfurchtsvollen, aber doch sehr ernstlichen und gesetzten Tone, über die Grausamkeiten, welche Jeannetten widerfahren waren. Er gab ihm den Verdruß zu erkennen, den er nothwendig darüber empfinden müsse, daß er ihm, wider sein Wissen und Willen, Jeannetten zum Ehegatten habe aufdringen wollen.

len. Indem er nun hierauf dem alten Geizhalse bekannt machte, daß er das edle Mädchen aus ihrer schrecklichen Gefangenschaft befreyet habe, so bat er ihn zugleich, derselben ihren Lotteriegewinnst ohne Anstand wieder heraus zu geben, und schloß mit der Versicherung, daß er es außerdem für seine Pflicht halten würde, die ganze Sache der Obrigkeit anzuzeigen.

In welche rasende Wuth diese Nachrichten, welche freylich den ganzen Plan des alten Felbigs auf einmal über den Haufen warfen, den unmenschlichen Geizigen setzte, kann man sich leicht denken, wenn man mit seinem Karakter, und mit seinem aufbrausenden heftigen Wesen bekannt ist. Im ersten Ausbruch seiner Hitze mußte sich sein edler Sohn schnell von ihm entfernen, um einer Begegnung zu entgehen, bey welcher er sonst wäre genöthiget gewesen, die kindliche Ehrfurcht hintan zu setzen. Der Alte schwur auf das theuerste, seinen ungerathenen Sohn, wie es ihm, diesen vortrefflichen Menschen zu nennen, beliebte, den Augenblick aus dem Hause zu werfen, und ihn gänzlich zu enterben. Die gröbsten Verwünschungen stieß er wider ihn

 aus.

aus. Kurz, er war den ganzen Tag über mehr einem rasenden, als einem vernünftigen Menschen ähnlich. Die Nacht darauf arbeitete er, völlig schlaflos, unter den fürchterlichsten Martern, womit ihn sein Geiz, und der Verdruß über seinen mißlungenen Anschlag peinigten.

Jedoch, wir eilen wieder zu unsrer Heldinn, um unsern Lesern die Hauptbegebenheit vollends zu eröffnen, wodurch sie sich die Benennung einer Großmüthigen eigentlich bey uns erworben hat. Kaum war sie bey ihrer Mutter mit Erzählung ihrer traurigen Geschichte zu Ende, so säumte sie keinen Augenblick, sich zum Herrn Schell zu begeben, um sich einer Pflicht gegen ihn zu entledigen, die ihr sehr schwer am Herzen lag.

Als dieser verehrungswürdige Mann Jeannetten, deren plötzliche Entfernung er gleichfalls nicht hatte entziffern können, so unvermuthet in sein Zimmer treten sahe, rief er voller Verwunderung aus:

„Nein! Jungfer Jeannette! ist sie es „denn? oder ist 's ihr Geist?

J. „Ich selbst, Herr Schell! verzeihen „Sie meiner Zudringlichkeit! ich habe nur

„meine

„meine Pflicht gegen Sie erfüllen wol-
„len —

S. „Welche Pflicht? — ich wüßte von „keiner. Davon kein Wort! ich bitte Sie! „erzähl' sie mir lieber, wo sie bisher gewesen „ist? wie es ihr gehet? wo sie sich aufhält? „wirklich — niemand hat gewußt, was „man von ihr hat denken sollen? es muß ihr „wohl nicht zum Besten gegangen seyn; sie „sieht ja so blaß und mager aus, als ob sie „im Grabe gelegen hätte.

„Es ist mir auch nicht viel besser ergan-
„gen;

antwortete Jeannette; und dann erzählte sie ihm ihre ganze bisherige Geschichte, welche sie mit den Worten beschloß:

„Und nun erlauben Sie mir, daß ich „auch meiner Pflicht gegen Sie Genüge „leiste!

Der über das, was er gehört hatte, ganz erstaunte Sachwalter, bezeigte dem edlen Mädchen erst sein Mitleiden mit ihren erlittenen Drangsalen, und setzte dann hinzu:

„Was Sie aber, gegen mich, für Pflich- „ten zu erfüllen haben sollte, liebe Jungfer „Jeannette! das kann ich in der That nicht

„begreifen. Sie müßte denn die Wiederer-
„stattung der paar Thaler Geld meynen, die
„ich ihr damals vorstreckte. Aber ich bitte
„sie: mach sie doch darüber kein Aufhebens!
„es ist ja damit so eilig nicht. Wir kommen
„ja wohl weiter zusammen. Diese Kleinig-
„keit! ich hatte sie längst vergessen.

J. „Ich nicht, mein Herr Schell!
„aber — das wär' auch selbst für mich die
„geringste Sorge. So viel könnt' ich wohl
„in einem Jahre wieder verdienen, und ich
„weiß, Sie wären so gut, und hätten Ge-
„duld mit mir. Aber — es betrifft eine
„viel wichtigere Sache, weswegen ich Sie
„vor allen Dingen um Verzeihung bitten
„muß —

S. „Ich kann mich nicht in sie finden,
„Jeannette. Was meynt Sie denn? erklär'
„sie sich nur deutlicher!

J. „Sie sollen mir es vergeben, daß ich
„so unvorsichtig handelte, dem Herrn Felbig
„die Banknote in Händen zu lassen. Frey-
„lich hätt' ich sie Ihnen gleich zustellen sollen.
„Ich denke aber doch, mein Versehen soll
„Ihnen im Grunde wenig schaden: denn der
„junge Felbig hat mir 's gewiß versprochen,
„sei-

„seinen Vater zur Herausgabe des Geldes zu „bewegen.

S. „Wahrhaftig, Jungfer Jeannette! „ich gerathe in Versuchung — anders von „ihr zu denken. Verzeih Sie mir meinen „Verdacht, wenn ich mich irren sollte! — „ist sie etwan nicht recht wohl? — oder — „haben ihre bisherigen Leiden etwan eine ge„wisse Schwäche der Gedanken veranlasset, „die — —

J. „O, Gott behüte, Herr Schell! „mein Verstand, — ich kann Sie versichern, „er ist so richtig, als was.

S. „Aber dann: so sag' Sie mir! — „ich bitte Sie, — was geht mir denn die „Sache an? was hab' ich denn drein zu re„den, wo sie Ihr Geld hinthut? ich bin ja „weder ihr Vormund, noch — in der That, „ich kann unmöglich glauben, daß sie sich „vollkommen gesund befindet.

J. „Fast machen Sie mich zu lachen, „mein Herr Schell! oder Sie stellen sich aus „Großmuth an, als ob Sie mich nicht ver„stünden. Gehört denn der Lotteriegewinnst, „den mir Herr Selbig abgeschwatzt hat, nicht „Ihre?

S. „Mei-

S. „Meine? — wirklich, Jungfer „Jeannette! sie überzeugt mich immer mehr, „daß sie krank ist.

J. „Und ich bitte Sie, lassen Sie diesen „Verdacht fahren! ich bin vollkommen ge„sund, und ich weiß sehr wohl, was ich rede, „und was ich thue?

S. „Wie ist es aber möglich, daß sie „auf den äußerst seltsamen Einfall gerathen „kann, sich einzubilden, oder mich überreden „zu wollen, daß ihr Lotteriegewinnst der mei„nige sey?

J. „Weil er wirklich der Ihrige ist; „weil sie ihn mit Ihrem Gelde gewonnen „haben.

S. „Mein Gott! ich habe ja aber nie„mals einen Groschen in diese Lotterie gesetzt! „Hat Sie denn etwan das Loos auf meinen „Namen gesetzt? es kann aber auch nicht seyn, „sonst —

J. „Nein! so ists auch wirklich nicht. „Das Loos hat allerdings meinen Namen ge„führt. Aber nichts desto weniger ist es ja „ganz natürlich, daß das Geld unmöglich „meine gehören kann, da es mit Ihrem Gelde „gewonnen worden ist.

S. „Jung-

S. „Jungfer Jeannette! wenn Sie „wirklich gesund ist, wie sie behauptet, so „muß ich doch wenigstens glauben, daß Sie „hergekommen ist, mich in Versuchung zu „führen, oder — aufs Gelindeste genom„men — sich auf meine Kosten einen Spas „zu machen.

J. „Keins von beyden, lieber Herr „Schell! wie können Sie mich für so un„dankbar ansehen? — mir ein so unedles „Herz zutrauen? Ich bin im ganzen Ernst „hier, Sie zu bitten, daß Sie den Lotterie„gewinnst, als Ihr Eigenthum, von dem „Herrn Felbig selbst in Empfang nehmen „möchten! ich habe schon genug Verdruß „darum gehabt, und ich will von Herzen froh „seyn, wenn ich nur das Geld wieder los „bin.

S. „Also glaubt sie denn wirklich im „ganzen Ernste, daß dieser Gewinnst um „deswillen mir gehöre, weil ich ihr das Geld „zur Besetzung des Looses geliehen habe?

J. „Allerdings, Herr Schell!

S. „Und es ist Ihr ganzer Ernst, mir „ihn zu überlassen?

J. „Mein wahrer, völliger Ernst.

S. „Aber

S. „Aber — bedenke Sie doch Ihre „Armuth, die Dürftigkeit Ihrer Verwand„ten! wie glücklich könnte Sie sich und die „Ihrigen machen, wenn Sie das Geld be„hielte! —

J. „Durch unrecht Gut wird niemand „glücklich, Herr Schell! das wissen Sie „selbst. Gott hat so lange für uns gesorgt, „und ich denke, er wird es noch ferner „thun.

S. „Nun, bey Gott! so muß ich über „Ihre Großmuth erstaunen. Vergebens „würde man Ihres Gleichen weiter im gan„zen Gebiete der Menschheit suchen.

J. „Was thue ich mehr, als meine „Pflicht, lieber Herr Schell?

S. „Gut! es sey! aber noch eine Frage, „edle, großmüthige Jeannette, — traut „Sie auch mir zu, daß auch ich der Mann „bin, der gern seine Pflichten erfüllt?

J. „Wie könnt' ich daran zweifeln? „man müßte Sie nicht als den redlichsten ge„wissenhaftesten Sachwalter schon lange ken„nen.

S. „Nun, dann! so erkläre ich ihr auch „hiermit, daß ich den Lotteriegewinnst durch-

„aus

„aus nicht annehmen kann, weil er von Gott „und Rechts wegen niemanden anders, als „Ihr zugehört. Auch ich bin nicht Willens, „mein Gewissen mit fremdem Gute zu be„schweren; und darinn soll die Erfüllung ei„ner meiner heiligsten Pflichten bestehen.

J. „Das kann unmöglich Ihr Ernst „seyn, Herr Schell!

S. „So sehr mein Ernst, daß ich Sie „auf das inständigste bitte, kein Wort mehr „darüber zu verlieren, wenn Sie mich nicht „auf das äußerste beleidigen will.

J. „Aber, um Gottes willen, Herr „Schell! Sie machen mich zur unglücklich„sten Kreatur. Ich mag und kann ja Ihr „Geld nicht nehmen.

S. „Und ich nicht das Ihrige! — Außerordentlich bewegt stand Herr Schell bey diesen Worten von seinem Stuhl auf, und drehte sein Gesicht von Jeannetten weg, um einige Thränen vor ihr zu verbergen, die seinen Augen entschlupften. Das edle Mädchen aber faßte seine Hand, mit einem Feuer, das ihn durch und durch erschütterte, und sagte in einem so rührenden Tone, daß ein Stein davon hätte erweicht werden können.

„Wollen Sie mich denn durchaus unglück-
„lich machen, bester Herr Schell? Ach!
„thun Sie doch nicht so grausam an mir!
„ich habe Sie für einen mitleidigen, edel-
„müthigen Mann gehalten —

Itzt drehte sich der äußerst gerührte Sachwalter wieder nach Jeannetten um, sie zu bitten, daß sie ihn augenblicklich verlassen möchte. Aber er sah auch in ihren Augen einige schöne helle Thränen glänzen — Thränen, die von je her eine unwiderstehliche Gewalt über sein Herz hatten. Und wirklich durchdrang dieser Anblick seine ganze Seele mit einem gewissen ihm selbst unbekannten Gefühl, das er noch nie für ein Mädchen empfunden hatte. Eine unwillkührliche Regung zwang ihn gleichsam, Jeannettens Hand, die überaus schön und weich war, in der seinigen zu behalten. Er erlaubte sich die Freyheit, solche mit vieler Wärme zu drücken; und dieß spannte seine Empfindung zu einer ziemlichen Höhe. Zärtlich blickte er das edle Mädchen an, und ihre schmachtende, schmelzende Miene drang ihm durch Seele und Leben. Wie von einer geheimen Sympathie hin-

Hingerissen, führte er ihre Hand zu seinem Munde, und sprach:

„Ihr Bitten, schöne Jeannette! würde „wohl einen Barbaren bezaubern. Sie „hat Empfindungen in mir erreget, die „ich, mir selbst zu gestehen, mich scheuen „würde, wenn ich nicht wüßte, daß ich „mit einer der vortrefflichsten Seelen zu „thun habe. Mit einem Worte: ich fühle „in diesem Augenblick, daß ich Sie liebe — „mit dem reinsten seligsten Gefühl verehre, „das nur die Hochachtung für Ihre Ver„dienste, und für Ihre vortrefflichen Ei„genschaften in mir erzeugen konnten. „Wäre Sie geneigt, mir Ihr Herz und „Ihre Hand zu schenken; könnte und „wollte Sie mich zum künftigen Gesell„schafter ihres Lebens annehmen; wohlan! „so wären wir beyde aus unsrer Verlegen„heit.

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß Jeannetten dieser Antrag sehr unerwartet kam: denn sie besaß wirklich zu wenig Stolz dazu, um sich einzubilden, daß ein Mann, von Herrn Schells Stande und Ansehen, um die Hand eines geringen Dienstmädchens werben würde. De-

so mehr aber wurde sie davon gerührt. Denn nicht zu gedenken, daß sie unsern Sachwalter schon längst, als einen sehr edeldenkenden Mann, in ihrem Herzen verehret hatte, so fand sie auch nunmehr, daß er ein überaus liebenswürdiger Mann sey. Und wirklich hatte Jeannette hierinnen vollkommen Recht. Denn obgleich Herr Schell schon sechs und dreyßig Jahr alt war; so besaß er doch noch all' die Munterkeit, und das blühende Ansehen eines Jünglings. Die Natur hatte ihm eine sehr einnehmende Bildung, und einen äußerst vortheilhaften Wuchs verliehen. Dabey besaß er ungemein viel Politur in seinem Betragen, und viel Menschenkenntniß. Kurz er war ganz dazu gemacht, dem schönen Geschlecht zu gefallen.

Es war denn also, in der Gemüthsverfassung, worinn sich Jeannette befand, nicht mehr als natürlich, daß sie diesem liebenswürdigen Manne auf seinen Vorschlag so antwortete:

„Die Ehre ist zu groß für mich, mein „Herr Schell! die Sie mir erweisen, als „daß sie mich nicht bis ins Innerste der Seele „rühren sollte. Ich bin so aufrichtig, zu

„gestehen, daß ich mich an Ihrer Hand über„aus glücklich fühlen würde. Nur die Un„gleichheit unsres Standes —

S. „Ein Bürgerlicher kann nie eine Miß„heirath thun. Das ist ausgemacht. Und „überdieß — was Ihr am Stande abgeht, „das ersetzen Ihre Tugenden und Ihre Schön„heit reichlich genug. Man heirathet ja nicht „den Stand, sondern die Person. — Hat „Sie also sonst kein Bedenken, so soll uns „dieser Umstand an Vollendung unsres Glücks „nicht hindern.

J. „Nun! wohlan! so sey's! hier ha„ben Sie mich!

S. „Du machst mich unendlich glücklich, „meine Jeannette! komm' an mein Herz!

Unter diesen Worten warf sich das liebenswürdigste Mädchen unter der Sonne, in seine, nach ihr schon ausgebreiteten Arme, und beyde versiegelten ihren Bund durch wechselseitige Küsse, deren Werth in einer solchen Stunde Millionen aufwiegt — und, durch Vermischung der Thränen, die ihnen die Freude und die Liebe auspreßte. In der That, es war eine der herrlichsten Scenen in der Natur. Denn was geht über die Glück-

seligkeit, wo zwey gleichgestimmte schöne Seelen, die größte Belohnung der Tugend, eine, ohne niedrige, und gewinnsüchtige Absichten geschlossene Ehe, genießen? —

Bald darauf wurden sie durch priesterliche Einsegnung verbunden. Der alte Felbig ließ sich, aus Furcht vor einem gefährlichen Prozeß, der über seinem Haupte schwebte, in Güte bewegen, unsrer Heldinn ihre hunderttausend Gulden wieder heraus zu geben. Der junge Felbig empfand über Jeannettens Glück alle die Freude, womit ein edeldenkender Mann an dem Wohl seiner Brüder Theil nimmt. Jeannette versorgte nun ihre arme Familie; und ihr Mann verehret noch itzt in ihr eine Gattinn, die ihm der Himmel zur Vergeltung seiner edlen Handlungen, und seiner vortrefflichen Eigenschaften zugesandt hatte.

Die

LB Coburg

Die gerettete Buhlerinn.

Zweyte Scene.

Ein Offizier von der kurfürstlichen Leibgarde gieng eines Abends über die berühmte Brücke zwischen Neustadt und Dreßden. Herr von Klingenau hieß dieser junge Mann: denn er war erst zwanzig Jahr alt. Seine Figur zeichnete ihn vor vielen seiner Cameraden eben so sehr aus, als seine guten Sitten, und seine Tugenden, ihn bey der wirklich feinen Welt, und bey Leuten von guten Grundsätzen empfohlen. Er war lang und vortheilhaft gewachsen, hatte zwar eine etwas bräunliche Gesichtsfarbe, aber überaus regelmäßige Züge, und eine freundliche, einnehmende Physiognomie. Seine Augen waren groß, schwarz, und voll kriegerischen Feuers; aber dennoch verkündigten sie auch die Gefühle einer schönen menschenfreundlichen Seele, und eines offenen, biedern, deutschen Karakters. Er war ein Sachse von Geburt, und besaß ein ansehnliches Vermögen. Nicht unter der Fahne erwachsen, und un-

ter Korporalen erzogen, war er weit von den rohen zügellosen Grundsätzen entfernt, die sonst diesen Söhnen des Kriegsgottes so besonders eigen sind. Er hatte in seiner Kindheit gute Lehrer gehabt; und auf der Academie zu Leipzig hatte er seiner wahren Bestimmung gemäß gehandelt; das heißt, er hatte sich Kenntnisse erworben, und seine Sitten gebildet. Nie war er den Lockungen jener ausschweifenden Jünglinge gefolgt, die ihre academische Laufbahn zum Schauplatz ihrer zügellosen Lustbarkeiten machen, und die Blüthe ihrer Jugend durch Ausschweifungen vernichten. Edelmuth, Ordnung und Tugend, waren von je her die Normen gewesen, nach welchen er sein ganzes Leben eingerichtet hatte. Mehr aus Politik, als aus Neigung, wählte er den Soldatenstand zu seiner künftigen Lebensart, weil der würdige Kurfürst ihn, seines schönen Ansehens wegen, selbst zu diesem Stande bestimmte, und darinn für sein Glück zu sorgen versprach.

Diesen Abend kam er eben aus einer brillanten Gesellschaft, wo dem Gott der Trauben manches Opfer war gebracht worden. Eine Sache, wovon Klingenau eben nicht

viel

viel hielt, die er aber doch nicht immer vermeiden konnte, wenn er ehrenthalben dergleichen Bachanalien beywohnen mußte. Und wirklich hatten diese Bachanalien itzt sein Blut ein wenig in Wallung gebracht, so daß er sich zu einer Sache bereden ließ, wozu er außerdem, auch bey der besten Absicht von der Welt, sich nicht verstanden haben würde.

Auf der Brücke begegnete ihm eine junge Weibsperson von verdächtigen Sitten, und schlecht gekleidet, die ihm einen guten Abend bot, und bey ihm stehen blieb. Da ihm schon bekannt war, was dergleichen Grüße zu bedeuten hatten, so gab er keine Antwort darauf, sondern machte Miene, seines Weges fortzugehen. Die Weibsperson aber faßte ihn beym Rocke, und sagte:

„Warten doch Ihr Gnaden ein Augen„blickchen! ich will Ihr Gnaden was sa„gen.

K. „Was will sie?

W. „Ihr Gnaden haben wohl nicht et„wan Lust, diesen Abend eine hübsche schöne „Mamsell zu besuchen?

K. „Nein!

W. „Je! warum denn nicht, Ihr Gna-
„den? Ich habe eine rechte schöne Mamsell
„zu Hause, kommen Sie doch mit!

K. „Laß sie mich! ich habe keine Lust
„dazu.

W. Ach! was das anbelangt, so will
„ich kein ehrliches Mädchen seyn, wenn Sie
„nicht Lust kriegen, wenn Sie nur erst meine
„Mamsell einmal werden sehen thun. Denn
„gewiß und wahrhaftig! es ist nicht etwan
„so was Gemeines, so für einen Gulden.
„Nein! bey dergleichen Nillen werfe ich mich
„nicht weg für Mädchen zu dienen. Es ist
„ganz was besonders, wie Sie noch gar
„nicht müssen gesehen haben, ungeachtet ich
„Ihr Gnaden gar nicht negiren will, daß
„Ihr Gnaden schon bey manchem hübschen
„Mädchen gewesen sind. Aber so was —
„das kann ich Sie bey meiner Ehre versi-
„chern thun, — so was haben Ihr Gnaden
„nicht gesehen.

K. „Die Sprache kenn' ich schon. Laß
„mich zufrieden!

W. „Wenn ich Sie aber zuschwören
„thue, daß meine Mamsell das schönste
„Frauenzimmer in ganz Dreßden ist — und
„so

„so hübsch freundlich, und höflich ist sie. Ach!
„man muß ihr gut seyn, — man kann gar
„nicht anders; — und Ihr Gnaden sind
„doch auch so ein so schöner hübscher Herr!
„Gewiß — ich bin erst seit heute früh bey
„ihr, und das ist das erstemal, daß ich für
„sie ausgehe; — aber wahrhaftig, so einen
„Herrn, wie Ihr Gnaden sind, muß meine
„Mamsell gewiß auch noch nicht gehabt ha-
„ben; — Nun! ich dächte, Ihr Gnaden
„kämen nur das einzigemal mit.

Mehr die Neugierde, als irgend eine unedle Regung, bewegte endlich unsern Klingenau, dem Mädchen zu folgen. Eine ausserordentliche Schönheit in der Rolle einer öffentlichen Buhlerinn zu sehen, war für sein edles Herz etwas so Schreckliches, daß es ihn gejammert haben würde, sich die Schwäche einer so bedauernswürdigen Person auf eine niederträchtige Weise zu Nutze zu machen. Und da er sich nicht vorstellen konnte, daß ein wirklich liebenswürdiges Mädchen sich freywillig zum Opfer der niedrigsten Wollust ergeben könne; so fieng schon ein gewisser Entwurf an, in seiner Seele zu wurzeln, dessen Ausführung er nur darauf ankommen lassen

sen wollte, ob diese Person wirklich das Ideal der Schönheit sey, wofür sie ihre unwürdige Dienerinn ausgab. Voll von diesen Ideen, die zwar noch, wie ein verwirrtes Chaos, seine Seele durchkreuzten, die ihm aber doch mit der Lauterkeit seines Unternehmens schmeichelten, folgte er seiner Führerinn, bis an das Ende einer abgelegenen Gasse der Stadt. Hier führte sie unsern Offizier in ein kleines einsames Haus, worinn es sehr unreinlich aussah; gieng mit ihm die Treppe hinauf, und hieß ihn auf dem Vorsaal ein Paar Minuten verziehen, unter dem Vorwande, seine Ankunft erst ihrer Gebieterinn zu melden. Klingenau hörte indessen, in dem Zimmer, wohin seine Führerinn gieng, einen ziemlichen lauten Wortwechsel, und, ob er gleich nichts Genaues davon verstand, so unterschied er doch von der Stimme der Aufwärterinn eine andre, die einen überaus hinreissenden wohlklingenden Ton hatte. Zugleich vernahm er sehr deutlich, daß dieser schmelzende Ton etwas weinerlich klang, und die Stimme sehr oft durch Schluchzen und Seufzer unterbrochen wurde. Dieser Umstand erhöhte seine Neugierde so sehr, daß er für

Ver-

Verlangen brannte, die Person zu sehen, von welcher diese rührende Stimme herkam.

Endlich eröffnete das Mädchen, das ihn hergeführt hatte, die Thür, und hieß ihn hinein kommen; und wie er dieses that, schlich sie sich neben ihn wieder heraus.

War Klingenaus Erwartung von der Schönheit Elisens, — so hieß dieses bedauernswürdige Frauenzimmer, — schon vorher auf das höchste gespannt, so erhob sie sich bis zum Erstaunen, als er diese Person selbst erblickte. Sie kam ihm einige Schritte entgegen, und bewillkommte ihn auf eine Art, die sich sehr von den Sitten dergleichen Buhlerinnen, als Elise hier vorstellte, unterschied.

Es sey mir erlaubt, hier vor allen Dingen das Gemälde eines Mädchens zu entwerfen, das zu einem so traurigen Opfer der Verführung, und der Niederträchtigkeit bestimmt war. Elise stand ungefähr in ihrem neunzehnten Jahre. Sie war von mehr langer, als mittler Statur, und blonden Angesichts. Sonst blühten die schönsten Rosen der Jugend auf ihrem Antlitz. Aber ihre bisherigen Ausschweifungen und die mancher-

ley

ley Sorgen und Bekümmernisse, welche ihre Lebensart begleiteten, hatten ihr eine gewisse Bläße zugezogen, die gewiß das Herz eines jeden, der ihre traurige Geschichte wußte, mit Jammer und Mitleid mit ihrem Zustande erfüllen konnte. Ihre schönen, großen, blauen Augen drückten etwas Schmachtendes und Zärtliches aus; ob sie gleich itzt überaus matt, trübe, und von Schwermuth umwölkt waren. Eine anziehendere Physiognomie, und ein schöneres blondes Haar, als Elise hatte, gab es gar nicht. Ihr Wuchs war vollkommen symmetrisch, und ihr Anstand drückte eine Majestät aus, welche Ehrfurcht und Bewunderung einflößte. Ihre Sprache war volltönend, aber zugleich schmelzend, sanft, und voll Rührung. Sie sang vortrefflich, und spielte das Clavier und die Laute zum Entzücken. Von Karakter war sie sanft, gutherzig, edel und mittheilend. Ihre Grundsätze konnten anfänglich nicht reiner und untadelhafter seyn, als sie solche wirklich besaß. Aber Leidenschaft und Verführung hatten — zwar ihr Herz noch nicht ganz verdorben, — aber doch die Reinheit und Güte desselben verunedelt.

Itzt — als Klingenau zu ihr hinein trat, verwunderte er sich besonders über ihre sittsame und reinliche Kleidung, — eine Sache, die er mit den Begriffen, welche er sich von einer Buhlschwester machte, gar nicht zusammen reimen konnte. So reinlich und nett sie aber selbst gekleidet war, so armselig und elend sah' es auf ihrem Zimmer aus. Das Meublement war überaus schlecht. Auf einem kleinen Tischchen brannte eine kleine Oellampe. Darneben stand ein Glas Wasser, und ein Stück trocken Brod lag dabey. Ein Strickzeug, woran Elise gearbeitet hatte, war auf ein aufgeschlagenes Buch geworfen, das Klingenau anfänglich für irgend einen schlüpfrigen französischen Roman ansahe, nachgehends aber fand, daß es Gellerts moralische Vorlesungen waren. Elise hatte beym Stricken darinnen gelesen; — eine Sache, worüber er erstaunte.

„Ich bitte um Verzeihung,

sagte Klingenau, der es Elisen auf den ersten Blick ansah, daß sie keine der gewöhnlichen Buhlerinnen von Metier war,

„daß ich mich als ein Unbekannter so spät „zu Ihnen dränge.

Elisen kam dieses Kompliment von einem jungen Offizier, dessen Erscheinung sie auf nichts anders, als auf die Rechnung seiner Ausschweifungen, schreiben konnte, überaus befremdend vor. Sie antwortete ihm also:

„In der Lage, worinn Sie mich leider „kennen lernen, thun Sie mir durch Ihre „Bitte zu viel Ehre an. Ihre aufrichtige „Miene verbietet mir, Ihr Kompliment für „Spott anzunehmen. Wenn dem aber auch „so wäre, so bin ich doch leider zu tief ge„sunken, als daß ich Ursache hätte, darüber „empfindlich zu seyn. Ich versichere Sie also, „daß Sie mir sehr willkommen sind.

So wohl diese Antwort unserm Klingenau gefiel, und so gewiß er vermuthete, hier eine Person von außerordentlicher Art zu finden, so war er doch viel zu vorsichtig dazu, um von Elisen zu früh eine gute Meynung zu fassen. Eingedenk der Verstellungskünste, die dergleichen Buhlschwestern so sehr eigen sind, beschloß er, sie erstlich auf die Probe zu stellen, eh' er ihr die wahre Absicht seiner Erscheinung entdeckte. Zu dem Ende machte er ihr das schmeichelhafteste Kompliment.

„Ihre

„Ihre Bediente entwarf mir ein zu reizendes Bild von Ihnen, als daß ich mir „hätte das Vergnügen versagen sollen, Sie „kennen zu lernen; und, — ich finde, — „meine Erwartung wird nicht getäuscht.

Hierauf antwortete Elise gar nicht, aber ein tiefer Seufzer entquoll ihrem Herzen, der Klingenaus Aufmerksamkeit nicht entgieng. Sie nöthigte ihn, seinen Hut und Degen abzulegen, und sich bey ihr nieder zu lassen. Dann fragte sie ihn, was er zu trinken befőhle? er bat sie, vier Bouteillen Rheinwein holen zu lassen, wozu er sogleich das Geld gab. Elise gerieth beynahe auf den Argwohn, daß sie hier einen tüchtigen Zecher vor sich hätte; aber mit Verwunderung wurde sie von ihrem Irrthum geheilt, als sie sahe, daß Klingenau kein Glas von diesem Wein trank, sondern ihr damit ein Geschenk machte.

Inzwischen fieng unser Offizier an, sich mit Elisen in solchen Ausdrücken zu unterhalten, welche darauf abzuzwecken schienen, als ob er die gewöhnliche Rolle bey ihr zu spielen gedächte. Er hatte aber das Vergnügen, gewahr zu werden, daß sie seine Reden alle mit einem gewissen Ernst beant-

wortete, der bey Personen von dergleichen Gelichter etwas ganz Ungewöhnliches zu seyn pflegt. Zwar wich sie seinen anscheinenden Absichten nicht gänzlich aus; sie gab aber doch zu erkennen, daß sie sich mit größtem Widerwillen dazu bequeme. Endlich, als sie so neben Klingenaun da saß, und er ihre Hand in der seinigen hielt, stand sie auf einmal von ihrem Stuhl auf, und gieng einige Schritte im Zimmer hin. Dann blieb sie, mit gegen Klingenaun zugekehrtem Rücken, stehen, und sah einige Minuten, wie in tiefe Betrachtungen versenkt, mit unverwandten Blicken zur Erde nieder.

Nunmehr stand Klingenau ebenfalls auf, umarmte sie mit einem Kuß auf ihre Wange, und sagte:

„Lassen Sie uns die Schäferstunde nicht „länger verzögern, meine Schöne!

Dann blickt' er sie scharf an, und wurde mit Freuden gewahr, daß ihre Augen voll Thränen standen. Ihr Blick senkte sich zur Erde; sie versetzte ihm kein Wort. Klingenau gieng noch weiter, und setzte hinzu!

„Je

„Je mehr ich sie betrachte, desto mehr
„verlangt mich nach Genugthuung meiner
„Empfindungen.

Er drückte sie fest an seine Brust, und
fuhr fort:

„Wollen Sie mich in meinem eignen
„Feuer verbrennen lassen, liebes Mädchen? —
„wozu diese Umstände — diese Verzögerun-
„gen? —

Hatten vorher nur einige wenige Thrä-
nen in Elisens Augen gezittert, so ergossen
sie sich nun in ganzen Strömen. Mit einem
Tone, der die äußerste Wehmuth und Ver-
zweiflung ausdrückte, sprach sie:

„Lassen Sie mir nur einige Minuten Zeit,
„mich zu erholen! Ich will alles thun, den
„Ueberrest der Tugend, der sich noch in mir
„regt, zu bekämpfen. Vielleicht gelingt
„mir 's; und — ich bin ja doch einmal
„zur nichtswürdigsten Kreatur herab gesun-
„ken. — —

Hier ließ sie Klingenau aus seinen Ar-
men. Sie stürzte sich im Ausbruch der hef-
tigsten Bewegung auf einen Stuhl, hielt ihr
Tuch vor ihre, in Thränen schwimmenden

Augen, und warf sich mit ihrem Antlitz auf den Tisch nieder, der vor ihr stand.

Klingenau, der itzt vollkommen einsah, daß Elise ihr Handwerk nur mit äußerstem Widerwillen, und aus Zwang trieb, faßte nunmehr auch den rühmlichen Entschluß, dieses liebenswürdige Mädchen aus dem Strudel des Lasters, worein sie zu verfallen so unglücklich gewesen war, zu retten. Nachdem er sie nun einige Minuten so in ihrer betrübten Stellung hatte liegen lassen, trat er wieder zu ihr hin, faßte ihre herabhängende Hand an und sagte:

„Sind Sie bald entschlossen, liebe Elise?

Das unglückliche Mädchen richtete sich in die Höhe, und antwortete: indem sie Klingenaun mit einem schmerzvollen, Mark und Bein durchdringenden, Blick betrachtete:

„Muß ich nicht? — Ach Gott! war„um hast du mich so tief fallen lassen? —

Klingenau versetzte:

„Es ist doch auch freywilliges Opfer, „das Sie mir bringen wollen? und Sie sind „wirklich entschlossen —

Elise: „Freywillig nicht, Herr Lieute„nant! aber die Noth lenkt meinen Willen.

„Ein-

„Einmal ist meine Tugend verloren.. Wie ist „es möglich, sie wieder zu finden? —

Hier nahm nun aber der edle Klingenau auf einmal eine ganz andre Miene an. Der Ausdruck seines Gesichts kündigte die warme Empfindung für Tugend, Mitleid und Ehre an, die sein Herz erhob. Seine ganze Seele entglühte von dem Gedanken, eine so würdige Person, für welche er Elisen nun gewiß ansah, dem Verderben zu entreißen, worinn sie irgend ein trauriger Vorfall ihres Lebens gestürzt haben möchte.

„Die Tugend wieder zu finden,

sagte er,

„wär unmöglich? — o Elise! so wissen „Sie denn! ich bin nicht hier, Sie noch tie„fer in den Strom des allerentsetzlichsten La„sters, dem Sie sich nur ergeben konnten, „hinein zu stürzen. Nie hab' ich mich einer „solchen Handlung schuldig gemacht, als Sie „itzt von mir vermuthen mußten, und Gott „wird mich ferner davor bewahren! Ich „habe Sie bloß auf die Probe stellen wollen, „um zu sehen, ob sie wirklich fähig sind, sich „bis zur niedrigsten Kreatur unter der Sonne „herab zu würdigen? Eine gewisse Ahndung

„von dem, was ich nun wirklich an Ihnen „finde, vereinigte sich mit meiner Neugierde, „Sie kennen zu lernen, als mir Ihre schänd„liche Aufwärterinn ein so reizendes Bild von „Ihnen entwarf. Ich dachte, wer weiß, ist „das nicht irgend eine unglückliche Seele, „welche Leichtsinn und Verführung zu einem „so hohen Grade des Lasters gebracht haben? „und ich glaube, mich nicht zu irren, wenn „ich dieß wirklich an Ihnen finde. Bey „Gott dem Allwissenden schwöre ich Ihnen „also, daß kein unedler lasterhafter Trieb „mich gegen Sie entzündete, ob ich mich „gleich so stellte! und — verflucht wäre „die Stunde, in der ich ruchlos genug han„delte, mir Ihre Schwäche, und ihre Noth, „zu Befriedigung einer unedlen Leidenschaft zu „Nutze zu machen! — Dieß, Elise, mußte „ich itzt Ihnen vor allen Dingen sagen, da„mit Sie wissen mögen, wessen Sie sich zu „mir zu versehen haben! Und nun frage ich „Sie: ist Ihre Tugend wirklich unwieder„bringlich verloren? —

Elise erschrack in der That über diese Anrede so sehr, daß sie sich kaum zu fassen wußte.

wußte. Es war ihr unmöglich mehr zu antworten, als diese wenigen Worte:

„Gott im Himmel! was sind Sie für ein „Mann? Aber — lassen Sie mir Zeit, „meine Verbrechen zu beweinen! ich kann itzt „nichts anderes thun — —

Neue Thränen entströmten ihren Augen; sie sank zum tiefsten Gefühl des Schmerzes herab. Klingenau hingegen fand es für gut, ihr Gewissen noch härter anzugreifen, eh' er ihrem Herzen den lindernden Balsam seines Trostes auflegen wollte.

„Das sehe ich wohl, liebe Elise!

fuhr er fort,

„Sie sind noch nicht so sehr verdorben, „daß alle Keime der Tugend in Ihrem Herzen „vom Laster zertreten wären. Noch scheinen „Sie viel warmes Gefühl für Ehre und „Rechtschaffenheit zn besitzen; Sie scheinen „Reue über Ihre Verbrechen zu empfinden, „und Abscheu vor einer Lebensart zu haben, „in welche Sie irgend ein grausames Verhängniß gestürzt haben mag. Aber dennoch „sind Sie auch entschlossen, darinnen fortzufahren. Ich muß gestehen, dieß letztere „erfüllt meine ganze Seele mit Schmerz;

„und — ich bitte Sie um alles, was hei-
„lig ist! — haben Sie die entsetzliche Lage
„wohl erwogen, der Sie mit so schnellen
„Schritten entgegen eilen? — ich will nichts
„erwähnen von den Vergehungen, deren sie
„sich wider Gott die Religion und Ihr Ge-
„wissen schuldig machen. Es möchte mir
„nicht kleiden, im Ton eines Predigers, den
„ich aber doch nicht würde vermeiden können,
„mit Ihnen zu reden. Ich darf Sie also
„nur bloß daran erinnern, um Ihr Anden-
„ken an diejenigen Lehren zu erwecken, deren
„Heiligkeit Ihnen, gewiß schon von Kindheit
„an, ist eingepräget worden. Nur die schreck-
„lichen Folgen Ihrer Lebensart, in Rücksicht
„auf ihren körperlichen Zustand, und auf
„Ihre Ehre, muß ich Ihnen an 's Herz le-
„gen, weil Sie solche vermuthlich noch nie-
„mals recht überdacht haben. Sie waren
„schön, reizend; Unschuld blühte auf Ihrer
„Stirn, und Gesundheit auf den Rosen Ih-
„rer Wangen; aus Ihrem Auge strahlte das
„Feuer der Jugend, und der Glanz eines
„unverdorbenen Herzens. Sie waren die
„Freude, das Glück Ihrer Eltern, ihrer
„Ver-

„Verwandten, Ihrer Freunde — man liebte
„Sie, man schätzte Sie hoch —

„O! ja wohl!

versetzte hier die gerührte Elise,

„ja wohl war ich das! Ach! ich Elende!
„daß ich es nicht mehr bin! —

„Und nun schon das Schrecken ihres An„denkens geworden sind;

fuhr Klingenau fort,

„denn schon nahet sich Ihre Schönheit
„der Verwelkung, — schon sind die Rosen
„Ihrer Wangen erbleicht — schon ist das
„Feuer Ihrer Jugend gelöscht, ihr Glanz
„verdunkelt, umnebelt, — schon sind alle
„Ihre Reize am Rande des Grabes, und —
„einer schändlichen, abscheulichen Verwesung
„nahe! — und was haben Sie nicht noch
„zu fürchten, wenn Sie Ihre Lebensart fort„setzen? — Die völlige Zerstörung, die
„schrecklichste Verwüstung Ihres ganzen schö„nen Körpers! — bald wird die grausam„ste und abscheulichste aller Krankheiten sich
„auch Ihrer bemächtigen; alles, alles das
„Wenige, was Ihnen die täglichen Aus„schweifungen noch übrig ließen, wird sie
„Ihnen auf das unbarmherzigste rauben; —

„mit

„mit abgezehrtem Körper, hohlen Augen, „eingefallenen Wangen, verzerrten Gesichts„zügen, und einer Todtenfarbe, werden Sie „zu einem Aufenthalt ihre Zuflucht nehmen „müssen, wo Sie schwerlich lebendig wieder „heraus kommen werden. Aufgerieben von „dem pestilenzialischen Gifte, das Ihr gan„zes Wesen durchfrißt, werden Sie eines „schmerzhaften Todes sterben, in einem Al„ter, wo Ihre Schönheit noch die Bewun„derung der Welt erregen sollte. Oder sind „Sie ja so glücklich, dieser Versammlung der „elendesten Menschen lebendig wieder zu ent„fliehen; was wird alsdenn Ihr Loos „seyn? — Das ganze Gefolge der Schande „und eines siechen Lebens, das Ihnen Ihr „Daseyn verbittern, und ihre Tage zu einer „Hölle auf Erden machen muß. Wenn Sie „nun dieß alles überdenken, Elise! wenn Sie „gewiß überzeugt seyn können, daß kein Zug „in diesem Gemälde ist, der nicht die streng„ste Wahrheit enthält; wenn Ihre ganze „Seele davor zurückbeben muß; können Sie „denn noch so unsinnig handeln, — denn „ich betrachte die Sache itzt bloß von der „Seite der gesunden Vernunft, — in einer

„Lebens-

„Lebensart fortzufahren, die so ganz offen„bar auf Ihren völligen Untergang abzweckt? „können Sie mit Ueberzeugung sagen, daß „es Ihnen unmöglich sey, die Tugend wie„der zu finden, und sich in ihre liebreiche „Arme zu werfen? — O Elise! kehren „Sie zurück! folgen Sie der Stimme der „Tugend nach, die Ihnen durch meinen Mund „zugerufen wird? lassen Sie ab von dieser „schrecklichen Lebensart? sagen Sie mir, wo„mit ich Ihnen dienen kann! ich bin bereit, „alles zu thun, was in meinen Kräften steht, „nur daß ich Sie rette, daß ich dem Laster „eine Beute entreiße, die bloß zum Eigenthum „der Tugend bestimmt war. —

Hier hielt der vortreffliche Soldat ein wenig innen, und erwartete die Erklärung der erstaunten, und von Schmerz und Rührung ganz niedergeworfenen Elise.

„O Gott! was sind Sie für ein „Mann? —

fieng sie an,

„was für ein Unterschied zwischen Ihnen „und dem Bösewicht, der mich verführte, „und mich in dieses schreckliche Leben hinein„stürzte! — Ja! vortrefflicher Mann!

fuhr

fuhr sie fort, indem sie seine Hand faßte, und ihn mit thränenvollen Augen anblickte,

„ich will Ihnen folgen; ich will wieder „zurück kehren zu der erzürnten Tugend, wenn „ich anders ihrer nicht schon ganz unwürdig „geworden bin. Aber Sie müssen mir bey„stehen, Bester der Menschen! Sie müs„sen mir helfen; allein vermag ichs „nicht. —

K. „Von Herzen gern; wie ich Ihnen „schon gesagt habe. Lassen Sie mich nur „wissen, worinn ich Ihnen dienen kann?

E. „Das will ich gern: denn Sie sind „doch itzt mein einziger Freund! aber zuvor „müssen Sie meine Geschichte hören, eine Ge„schichte, die Ihnen Entsetzen erregen, und „Sie mit Abscheu gegen Menschen erfüllen „wird, die so treulos, so unmenschlich an mir „gehandelt haben.

K. „Ich bin sehr begierig darauf. Sie „werden mir durch Erzählung derselben viel„leicht Mittel zeigen, wie ich Ihnen dienen „kann.

Elise begann hierauf eine Erzählung, welche wir unsern lieben Lesern mit ihren eigenen Worten um so besser geben können, weil

sie solche hernach schriftlich aufsetzte, wodurch sie denn in unsre Hände kam.

Ich bin, sagte sie, die ältere Tochter eines Kriegsraths in Berlin, der ein ansehnliches Vermögen besitzt. Lehwald ist der Name meines Vaters. Ich habe noch einen Bruder, der älter, und eine Schwester, die jünger ist, als ich. Mein Bruder ist Offizier unter einem Infanterieregimente, das zu Berlin in Garnison stehet; aber ein ausschweifender lockerer junger Mensch, der meinen Eltern schon sehr viel Bekümmernisse gemacht hat. Ich genoß eine sehr gute Erziehung; besonders hüteten mich meine Eltern sorgfältig vor den gewöhnlichen Galanterien, wodurch so manches junge Mädchen in Berlin, in der Blüthe ihrer Jahre, hingerichtet, und ein Opfer der niedrigsten Verführungskünste wird. Die Gesellschaften, welchen ich beywohnen durfte, waren die unbescholtensten und sittsamsten von der Welt. Und wirklich hatte ich auch anfänglich sehr strenge Begriffe von Tugend und Ehre; und ich würde dazumal eher alles in der Welt aufgeopfert, als mich nur zu einer solchen Handlung verstanden haben, welche die weibliche

Delicatesse im mindesten beleidiget haben würde. Aber mein Beyspiel kann der Welt ein neues Zeugniß von der Wahrheit geben, daß auch die strengste weibliche Tugend, vor den niederträchtigen Kunstgriffen schlauer Verführer, nicht sicher ist, sondern nur allzuoft von dergleichen Buben auf das Grausamste gemißhandelt wird. Inzwischen begann ich mich demjenigen Alter zu nähern, wo ein junges Frauenzimmer von Mannspersonen gesucht wird. Zwey Vorzüge, die mich vor vielen meiner Gespielinnen auszeichneten, fesselten viele junge Leute an mich, welche sich um meine Hand bewarben; ich war schön, und — reich. Unter allen meinen Anbetern aber fand ein königlicher Sekretair das Mittel, sich bey meinen Eltern am meisten beliebt zu machen. Blüher, — so war sein Name, — besaß die edelste Denkungsart und das rechtschaffenste Herz, das nur jemals in dem Busen eines Mannes wohnte. Sein Lebenswandel war unsträflich, und seine Sitten näherten sich dem Ideal der Vollkommenheit. Besonders zeichnete sich die Großmuth, als der vornehmste Zug seines Karakters, aus. Und eben durch diese

seine

seine vortrefflichen Eigenschaften gewann er die Herzen meiner Eltern: denn seine äußern Umstände empfohlen ihn wenig oder gar nicht, indem er unter allen meinen Anbetern gerade der ärmste war. Was mich betrifft, so empfand ich anfänglich fast gar keine Neigung zu ihm: denn seine Figur kam ihm, unter allen meinen Liebhabern, am wenigsten zu statten. Er war klein von Person, hatte sehr viel Pockengruben, und seine Bildung war, ohne eben widrig zu seyn, doch so wenig einnehmend, daß man schlechterdings seine Seeleneigenschaften zu Hülfe nehmen mußte, wenn er nur im mindesten gefallen sollte. Inzwischen bewirkte doch eben die Schönheit seines Geistes das in meinem Herzen, was man die ersten Aufkeimungen der Liebe nennet. Ich konnte die Güte seines Herzens nicht verkennen, und dieß machte mir ihn hochachtungswerth. Seine Liebe zu mir, die sich in der That durch die wärmste Anhänglichkeit, und durch die glühendste Leidenschaft, vor den Aufwartungen aller seiner Nebenbuhler auszeichnete, trug das Ihrige bey, mein Herz zu rühren, und die Empfindungen der Hochachtung, die ich für ihn fühlte, bis zur

zärtlichsten Liebe zu erheben. Mit Grunde der Wahrheit kann ich behaupten, daß ich ihn damals von ganzer Seele liebte; und unfehlbar wären wir das glücklichste Paar von der Welt geworden, hätte unsre Verbindung zu Stande kommen können, ehe sich jener Bösewicht in mein Herz einschlich, der mich nun so unbarmherzig zu Grunde gerichtet hat. Aber so hinderten den Herrn Blüher gewisse theils häusliche, theils Familienumstände, sich mit mir zu verehelichen, so bald er von meinen Eltern, und von mir das Jawort erhielt. Da ich überdieß noch sehr jung, und kaum achtzehn Jahr alt war, so sahen es meine Eltern sehr gern, daß die Vollziehung unsrer Verbindung noch einige Zeit verschoben wurde. Indessen machten wir doch aus unsrer Liebe kein Geheimniß. Daher denn auch unser Verständniß nicht so bald bekannt wurde, als alle meine vorigen Liebhaber wie weggeblasen waren. Blüher blieb allein der Besitzer meines Herzens, und je mehr ich mit ihm umgieng, desto genauer lernte ich seine Verdienste kennen, und desto mehr erhob sich meine Liebe zu ihm.

Nie-

Niemand aber war weniger mit dieser meiner Verbindung zufrieden, als mein Bruder. Er konnte den Herrn Blüher nicht leiden, weil dieser sich die Freyheit nahm, ihm über seine Ausschweifungen manchmal die Wahrheit zu sagen. Ueberhaupt dachte mein Bruder niederträchtig genug, die Reize seiner Schwestern dazu zu nutzen, daß er sich gute Zech- und Spielbrüder dadurch zu erwerben hoffte. Um deswillen hätt' er nichts lieber gesehen, als wenn er mir einen seiner lockern Spießgesellen zum Manne hätte aufhängen können, weil er sich von solchen diejenige Unterstützung in seinen Ausschweifungen versprach, die er von der Denkungsart des edlen Blühers nicht erwarten durfte. Um deswillen legte er auch den Plan an, meine Verbindung mit diesem jungen Mann wieder zu trennen, ob er sich gleich weder gegen mich, noch gegen meine Eltern etwas von dieser niederträchtigen Absicht merken ließ.

Er brachte also einsmals einen jungen Menschen mit in unser Haus, der sich Baron Bredov nennte. Er gab sich für einen sächsischen Kapitain aus, und wandte vor, daß er sich in Berlin nur einige Zeit auf Urlaub

aufhielte, um die Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu besehen. Zur Ursache der Einführung dieses Menschen in unser Haus gab mein Bruder an, der Kapitain suche sich in angesehenen Häusern Bekanntschaft zu erwerben, und habe ihn um die Gefälligkeit gebeten, ihn auch in der Familie seines Vaters einzuführen. Und in der That wußte sich auch dieser Fremde in unserm Hause so gut zu produziren, daß wir uns alle wunderten, wie ein so feiner Mann zur Bekanntschaft meines Bruders gekommen sey. Man mußte gestehen, daß der Kapitain die vollkommenste Mannsperson sey, die es nur immer geben könne. Er war ungefähr 24 Jahr alt, hatte einen überaus schönen Wuchs, und eine so einnehmende Gesichtsbildung, daß man das Ideal einer schönen Seele aus solcher hervor lächeln zu sehen glaubte. In Kleidung trug er sich prächtig, und sein Aufwand in seiner Lebensart entsprach den Begriffen, die man sich nur immer von einem sehr reichen Cavallier machen kann. Sein Betragen war übrigens so überaus edel und einschmeichelnd, daß es schiene, als ob er mit den Herzen der Menschen, nach seinem Gefallen, schalten und wal-

walten könne. Nicht jenes zudringliche freye Wesen, das, oft verfeinert, oder vergröbert, den Söhnen des Kriegsgottes mehr oder weniger eigen ist, machte ihn dem andern Geschlechte beliebt; es war mehr eine nur langsame, feine, unvermerkte Annäherung, und Anschließung an das Frauenzimmer, welche, je weniger sie gesucht schien, desto tiefer zum Herzen drang. Er sprach alles in sanften gewählten Ausdrücken; kein rohes Wort entfuhr ihm, und kein Fluch kam über seinen Mund. Seine Sprache war überaus rein, volltönend, affectvoll, und zärtlich. Kurz, er war der verführerischste Mann, den es nur jemals zum Verderben unerfahrner und unvorsichtiger Mädchen geben kann.

Ausgerüstet mit so viel blendenden Eigenschaften trat mir nun dieser Mann vor Augen. Anfänglich that er gar nicht, als ob ich einen sonderlichen Eindruck auf ihn gemacht hätte, wiewohl er gleich bey seinem ersten Eintritt in unser Haus den Vorsatz faßte, mich mit an den Triumphwagen seiner Eroberungen anzuspannen.

Drey- bis viermal war er schon bey uns gewesen, ohne daß er kaum ein Dutzend

Worte mit mir gesprochen hätte. Hingegen unterhielt er sich größtentheils mit meiner Mutter, und wußte diese so geschickt für sich einzunehmen, daß sie ihn für einen Engel des Himmels hielt, und unserm ganzen Hause Glück wünschte, zu der Bekanntschaft mit einem so seltenen, verdienstvollen Manne, als der Kapitain vorstellte. Hierdurch gewann er das, was vorzüglich in seinen Plan gehörte, nämlich einen freyen und ungehinderten Zutritt in unser Haus, so oft und so viel er wollte. Jedoch bediente er sich Anfangs dieser Erlaubniß nur selten, und wußte es so schlau anzulegen, daß ihn meine Mutter so gar um seine öftern Besuche bitten mußte. Es kam endlich dahin, daß wir keinen Tag leben zu können glaubten, wo wir den Kapitain nicht bey uns gehabt hatten. Seine Ankunft belebte aller Herzen, und wenn er weggieng, so waren wir traurig. Mit meinem Bräutigam, dem Herrn Blüher, richtete er, dem Ansehen nach, eine sehr enge vertrauliche Freundschaft auf; und so klug dieser Mann sonst war, so hintergieng ihn doch der Kapitain mit seiner bezaubernden Freundlichkeit, und mit dem Anschein eines

edlen,

edlen, zutraulichen Herzens. Ja! es gieng so weit, daß Blüher von meinem Umgange mit diesem Manne, für meine Treue, nicht die mindeste Gefahr besorgte; er war weit entfernt von dem Gedanken, dem Kapitain die Niederträchtigkeit zuzutrauen, daß er ihm seine, als die Braut seines Freundes, abspenstig zu machen suchen sollte.

Immittelst fieng dieser verführerische Mann allmählig an, sich mir etwas mehr zu nähern. Er sprach oft mit mir von den Freuden und Seligkeiten der Liebe; jedoch weit entfernt, sich selbst einer Leidenschaft für mich merken zu lassen, that er es bloß in Beziehung auf meinen Brautstand; und dabey schilderte er mir denn die Scenen der Liebe, welche, wie er sagte, mir noch bevorstünden, in so reizenden Gemälden ab, daß oft meine ganze Seele davon hingerissen wurde. Merkte er nun, daß seine Schilderungen meine Gefühle bis zu derjenigen Höhe gespannt hatten, wohin er sie haben wollte; so brach er plötzlich davon ab, und bat um Verzeihung, daß er mich mit Dingen unterhalten habe, welche sich allerdings, beym wirklichen Genuß, besser, als bey seiner todten Darstellung empfin-

pfinden ließen. Hierdurch erreichte er denn die Absicht, die er suchte, nämlich die Unzufriedenheit meines Herzens mit der Verzögerung so reizender gefühlvollen Scenen, und mein Verlangen, an Vergnügungen Theil zu nehmen, welche so viel Seligkeit über mein ganzes Wesen zu verbreiten schienen. Ja! der Gedanke, den ich jedoch damals beym Entstehen, als strafbar, sogleich unterdrückte, der Gedanke, daß der Kapitain ein sehr reizender Liebhaber seyn müsse, bemächtigte sich meiner oft so sehr, daß ich das Mädchen beneidete, das einmal so glücklich seyn würde, das Herz dieses vortrefflichen Mannes zu fesseln. Wider meinen Willen wurde ich eifersüchtig, wenn der Kapitain, wie er öfters that, in meinem Beyseyn meinen guten Freundinnen Zärtlichkeiten erwies, die einen desto größern Eindruck auf mich machten, weil er sich zugleich gegen mich ziemlich kalt und gleichgültig betrug. Kurz, ich fieng an, den Kapitain zu lieben, ohne daß ich es selbst recht wußte, und ohne daß ich es wagte, mir solches selbst zu gestehen.

Aber hierbey ließ er es bey weitem noch nicht bewenden. Er fand es für gut, mich

noch

noch mehr ins Feuer zu setzen. Da ich eine große Liebhaberinn der Lectüre war; so las er mir oft aus empfindsamen verliebten und melancholisch-schwärmerischen Schriften vor; er deklamirte mir ganze Trauerspiele, und zwar die rührendsten vor, die er nur finden konnte. Und diese Lectüre, und seine Deklamation dabey, war so schön, so an 's Herz greifend, sein Ton, sein Ausdruck war so rührend, daß ich oft in Ströme von Thränen ausbrach, und meine ganze Seele oft wie in einem Taumel von Liebe, Traurigkeit und Entzücken herum schwebte. Besonders war die neue Heloise das Buch, das vieles mit beytrug, meiner Seele eine Stimmung zu geben, die dem Kapitain den Sieg über meine Treue und Tugend um ein Großes erleichterte. Denn eben bey der Lectüre dieses so überaus empfindsamen Romans, wurde ich einmal so gerührt, daß ich es gar nicht mehr aushalten zu können glaubte. Ich bat den Kapitain, er möchte aufhören zu lesen, und mir einige Erholung von meiner Rührung gönnen. Hier nahm er nun seinen Vortheil in Acht, mir zuerst etwas von einer Leidenschaft zu sagen, mit welcher ich mir

selbst wirklich noch gar nicht geschmeichelt hatte. Er legte das Buch auf die Seite, faßte, wie er so neben mir saß, meine Hand, und sagte:

„Sie verbinden auch mich, meine schöne „Elise, wenn Sie mir befehlen, meine Le„ctüre zu unterbrechen: denn auch meine „Seele leidet zu viel bey der unglücklichen „Liebe des armen St. Preux, als daß ich län„ger hätte fortfahren können.

Es standen ihm einige Thränen in den Augen, die mich unaussprechlich rührten. Ich ließ ihm, ohne daß ich es selbst recht wußte, meine Hand, und antwortete:

„Ich hätte Sie doch nicht für so sehr „mitleidig gehalten. —

„Ich bin es auch sonst eben nicht, antwortete er,

„aber wer kann die Thränen einer Elise „sehen, ohne mit ihr zu weinen? wer kann „die zärtlichsten Empfindungen in ihrer schö„nen Seele lesen, ohne sie — zu bewun„dern? und —

Hier war es, als ob ihm seine Empfindungen die Sprache hemmten. Er drückte mir einen Kuß auf meine Hand, dessen Feuer

ich

ich noch lange darauf brennen fühlte, und verließ mich unter den Worten:

„Ich fühle, daß mir diese Stunde ge-„fährlich wird. Erlauben Sie, daß ich mich „Ihnen empfehle!

In der Thür machte er mir noch eine stille Verbeugung, und warf mir einen Blick zu — Ach! einen Blick, der mein Verderben beschleunigte. —

Was damals, als er weg war, in meiner Seele vorgieng, ist mir eben so unmöglich zu beschreiben, als ich mir es, in dieser unglücklichen Stunde, selbst zu erklären wagte. Es war ein Gemisch von Leidenschaft für den Kapitain, und von Liebe zu meinem Bräutigam, die einen Kampf in meinem Herzen begonnen, welcher mir die empfindlichsten Martern verursachte. Eine gute Weile saß ich ohne Besinnung da, und wußte nicht, wie mir geschehen war. Endlich sah' ich um mich herum, so, als ob ich aus einem schweren Traume erwacht wäre. Itzt wurde ich das Schnupftuch des Kapitains gewahr, das er auf dem Sopha liegen gelassen hatte. Wie vor dem gefährlichsten Feind meiner Ruhe erschrack ich anfänglich

vor

vor diesem leblosen Dinge. Doch — ich weiß nicht, welcher verderbliche Genius mir den Gedanken eingab, solches in die Hand zu nehmen? Denn, wie ich dieß that, fand ich, daß es feuchte Flecke hatte. Ich Thörinn bildete mir ein, es wären Spuren von seinen Thränen, und — wie von einem mechanischen Triebe gezogen, führte ich die feuchten Flecke an meinen Mund, und küßte sie. Aber — wie erschrack ich, als ich nun die Anfangsbuchstaben meines ganzen Namens darinn genähet fand! — was ist das? dachte ich, sollt' es wohl eins von meinen Tüchern seyn? — aber nein! ich besaß gar kein Tuch von dergleichen Art. Es gehörte wirklich dem Kapitain. Dieser Zug brachte meinem Herzen einen gefährlichen Stoß bey. Ich versteckte das Tuch unter meine Sachen, und beschloß, es ihm niemals wieder zu geben, — sondern es zum Andenken dieses mir so theuren Mannes aufzuheben.

In drey Tagen kam der Kapitain nicht wieder zu uns; — eine ungewöhnlich lange Zeit, weil er seine Besuche sonst keinen Tag bey uns aussetzte. Während dieser Zeit befand ich mich in der allerbetrübtesten Ge-

müthsstimmung. Ich wünschte den Mann wieder zu sehen, der mich so heftig eingenommen hatte, ich brennte für Verlangen, ihn zu sprechen; — ich glaubte, ihn beleidiget zu haben, empfand die bängsten Gefühle der Sehnsucht nach ihm; und doch durfte ich mir die Revolution nicht merken lassen, die in meiner Seele vorgieng. Ich fühlte wohl, daß ich ihn liebte; aber doch liebte ich auch meinen Bräutigam noch; ich wußte, daß diese beyden Regungen nicht mit einander bestehen konnten, und doch fühlte ich mich zu schwach dazu, der Leidenschaft widerstehen zu können, die sich für den Kapitain, wider meinen Willen, in mein Herz eingeschlichen hatte. Kurz, ich war ein unglückliches, bedauernswürdiges Geschöpf. —

Endlich erschien der Kapitain wieder. Er kam mir überaus zurückhaltend, und schüchtern gegen mich vor, ein Umstand, den ich zu meinem Vortheil auslegte, der mir aber doch nicht recht gelegen war, weil ich mich selbst nicht an ihn traute, und also sein Entgegenkommen wünschte. Doch, was sein Mund verschwieg, das bekannten mir seine Augen; und auch die meinigen sagten ihm

mehr, als zu deutlich, was ich für ihn empfand.

Einige Tage behielt er sein zurückhaltendes Betragen bey, bis es das Ansehen gewann, als ob der Umgang zwischen uns die Vertraulichkeit wieder hergestellet habe, welcher wir uns vorher so ganz überlassen hatten. Wir setzten unsre Lectüre fort, welche mir aber je länger, je gefährlicher wurde. Hierzu kam noch, daß der Kapitain nicht nur ein großer Liebhaber der Musik war, sondern auch selbst einige Instrumente, besonders die Flöte, sehr meisterhaft spielte. Da ich nun gleichen Hang zur Musik hatte, so nutzte er auch diesen Umstand, die Gefühle der Zärtlichkeit, die er in meiner Seele angefacht hatte, bis zur hellen Flamme aufzublasen. Er brachte mir die allerzärtlichsten Gesänge, spielte mir solche selbst vor, und begleitete sie mit einer so sanften melodischen Stimme, daß ich oft bis zu Thränen davon gerührt wurde. Ich spielte die Laute; er blies seine Flöte dazu; und jeder schmelzende Gang eines rührenden, gefühlerweckenden Adagios brachte mich dem völligen Ausbruch einer Leidenschaft immer näher, die er so künstlich für sich zu erre-

erregen, und in meinem Herzen zu nähren wußte.

Kurz, ich wurde nach und nach so sehr in diesen verführerischen Mann verliebt, daß ich den armen Blüher gänzlich dabey vergaß. Dieser redliche Mann hingegen rechnete zu viel auf meine Treue und Beständigkeit, als daß er nur auf den Verdacht hätte fallen sollen, mein Umgang mit dem Kapitain könne seiner Liebe gefährlich werden. Er befürchtete dieses um so weniger, je mehr er selbst von den bezaubernden Eigenschaften dieses Verführers eingenommen war, und ihn für seinen redlichsten und besten Freund hielt, bey welcher vortheilhaften Meynung ihn auch dieser auf das geschickteste zu erhalten wußte.

Inzwischen vergiengen einige Wochen, ehe der Kapitain für gut fand, mich aus diesem Zustande der schmachtenden Leidenschaft in die seligkeitsvolle Lage befriedigter Liebe zu versetzen. Er bereitete mich gleichsam zu dem Schlage vor, den er mir zugedacht hatte, und versicherte sich meines Herzens, ehe er dazu vorschritt, mir die Empfindungen des seinigen zu eröffnen. Endlich schien das Un-

gefähr

gefähr einer Erklärung zu statten zu kommen, die meinen Fall auf einmal beförderte.

Der Kapitain und Herr Blüher führten mich und meine Mutter eines Abends ins Schauspiel. Man führte die Oper Romeo und Julie auf. Herr Böheim als Romeo, und Mamsell Niklas als Julie rührten mich durch ihr herrliches Spiel ganz unaussprechlich; besonders zerschmolz letztere mit ihrer Zauberstimme mein ganzes Herz. Die Empfindungen der Zärtlichkeit waren in mir bis auf den äußersten Grad gestiegen; und meine Seele schwamm wie in einem Meere von Gefühlen der Liebe, der Traurigkeit und des Entzückens. Ich war so bewegt, daß mir die Thränen noch immer aus den Augen strömten, da ich, an des Kapitains Arme, das Schauspielhaus wieder verließ.

Zu meinem Unglück führte Herr Blüher meine Mutter gleich nach dem Schauspiel in eine Gesellschaft. Der Kapitain, der mich nach Hause begleitete, war anders wo versprochen, und ich sollte meinen Vater abholen. Wir kamen nach Hause; aber — mein Vater war mit meiner jüngern Schwe-

ster schon zum Voraus in die Gesellschaft gegangen. Noch arbeitete meine Seele unter den zärtlichen Gefühlen, womit ich das Schauspiel verlassen hatte. Der Kapitain legte seinen Hut nieder, und trat wie in tiefen Gedanken an 's Fenster. Wir waren beyde ganz allein im Zimmer. Ich — zwar im Begriff, meinen Eltern in die Gesellschaft zu folgen, aber doch noch voll von Benda's Göttertönen, und noch ganz Ohr für die Zauberkehle der Mamsell Niklas, — trat, wie von einer unwillkührlichen Gewalt gezogen, an meinen Flügel, und spielte einige zärtliche Gänge nach, die mir noch im Gedächtniß geblieben waren. Hier fiel mir Romeos und Juliens Liebe wieder ein; — eine gewaltsame Empfindung der Leidenschaft durchdrang meine ganze Seele, — es wurde mir weich ums Herz, — meine Knie zitterten, — ich konnte mich nicht mehr erhalten, — ich sank um, — und fiel — in die Arme des Kapitains, der — ohne mein Wissen — hinter mir stand.

„Was fehlt Ihnen, liebe Elise?"

fragte er, indem er mich ganz sanft an sich

drückte, und mich mit schmachtenden Blicken ansah,

„Ist Ihnen nicht wohl?

„Ach! ich weiß nicht wie mir ist — antwortete ich sehr schwach,

„aber, — verlassen Sie mich Herr Ka-„pitain! — ich bitte Sie —

„Ja! meine Elise!

versetzte er,

„das will ich auch. Aber ich muß Sie „erst ruhig sehen, sonst bin ich selbst unru-„hig. Denn alles, was Sie angehet, was „Sie interessirt — Ach! liebste Freun-„dinn! — auch ich — auch ich bin ge-„rührt —

„Es ist eine gefährliche Rührung — versetzte ich, jedoch ohne mich aus seinen Ar-men zu befreyen.

„Ach! warum sah' ich diese Julie? — „diesen Romeo? —

„Und warum sah' ich sie?

erwiederte er,

„Sie haben doch einen Romeo! aber „ich — ach! ich habe keine Julie! —

„Und warum könnten Sie keine haben? fragte ich.

„Weil

„Weil sie nicht für mich ist, meine Ju-
„lie,

antwortete er, indem er meine Hand faßte.

„O! wäre diese Julie für mich,

fuhr er fort, meine Hand zu seinem Munde führend,

„ich wäre der glücklichste Romeo; aber
„so — bin ich der Elende, der seine Geliebte
„im Grabe sah. —

„Herr Kapitain!

sagte ich mit einer Zärtlichkeit, die er erwartet hatte;

„wie? — was sagen Sie mir da? —

„Daß ich Sie liebe —

stieß er in einem äußerst erhabnen, aber doch zärtlichen Tone, hervor, indem er zugleich zu meinen Füßen fiel, mit seinen Armen meinen Leib umschlang, und mit thränenvollen Augen zu mir aufblickte,

„daß ich Sie unaussprechlich liebe —
„daß dieses Bekenntniß heraus muß, und
„sollten Sie mich zu Ihren Füßen tödten.
„Ich weiß, daß ich ein untreuer strafbarer
„Mensch bin, — ich weiß, daß Sie die
„Braut meines Freundes sind; Aber —
„Gott im Himmel! — wer kann Elisen wi-

„verstehen? — lange hab' ich gerungen, ge„kämpft mit meiner Leidenschaft; aber um„sonst! — ich muß, ich muß es Ihnen „sagen, daß ich lieber sterben, als die Em„pfindung aufgeben will, Sie lieben zu dür„fen. —

Bey diesen letzten Worten legte er sein Gesicht auf meinen Schooß, und setzte hinzu:

„Verzeihen Sie mir! — ich darf nicht „um Gegenliebe flehen; — das macht mich „unsinnig, — ich werde, ich muß Sie „verlassen, um Sie nie wieder zu se„hen —

Dieß war ein Donnerschlag für mein Herz: denn aufrichtig zu reden, so war mir diese Liebeserklärung nichts weniger, als unwillkommen, — ob sie mich gleich itzt nicht wenig überraschte. Ich will es kurz machen. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich bey den Empfindungen, die mein Herz schon längst dem Kapitain eröffnet hatten, nunmehr die Grausame eben nicht machte. Ich hob ihn von meinen Füßen auf; es war natürlich, daß wir einander am Busen sanken. Ich ward überrascht, — hingerissen, —

von meinem eigenen Herzen verrathen. Zwey Worte versicherten ihn meine Gegenliebe; — er erreichte seinen Triumph, und der arme Blüher war in dieser unglücklichen Stunde verloren.

Der Kapitain verließ mich bald, um keinen Verdacht zu erwecken. Unfähig zur Gesellschaft blieb ich zu Hause, und legte mich in 's Bette, theils weil mich die vorgegangenen Auftritte wirklich sehr ermattet hatten, theils weil ich einen Bedienten zu meinen Eltern schickte, und mein Außenbleiben mit einer plötzlichen Unpäßlichkeit entschuldigen ließ.

Herr Blüher kam nach Hause, um mich zu besuchen. Sein Anblick erweckte mir Entsetzen. Er war überaus zärtlich um meine Gesundheit bekümmert; aber seine Theilnehmung verursachte mir mehr Verdruß, als Vergnügen, weil mir seine gemäßigte Zärtlichkeit, gegen die ungestüme Leidenschaft des Kapitains, nur sehr kalt und fade vorkam. Viel zu sehr berauscht von der Entzückung, worinn meine Seele am Busen dieses bezaubernden Mannes schwamm, war mir Blüher ganz unerträglich. Ich machte, daß

ich ihn bald wieder los wurde; und dann überließ ich mich ganz den süßen Träumen von meinem geliebten Kapitain, und den Gefühlen meiner Liebe zu ihm.

Einige Wochen gieng dieser Liebeshandel so fort, ohne daß es jemand merkte. Der Kapitain bezauberte mich täglich mehr; und seine Leidenschaft für mich schien immer glühender und stärker zu werden. Daß mein Gewissen während der Zeit gar niemals erwacht wäre, daß es mir niemals Vorwürfe über die Untreue gemacht hätte, die ich an meinem Bräutigam begieng; das kann ich eben nicht sagen. Ich war wirklich noch nicht so böse, um ganz gefühllos bey dem Unrecht zu seyn, dessen ich mich gegen meinen Verlobten und gegen meine Eltern schuldig machte. Aber der Kapitain hatte mich so sehr eingenommen, daß ich ihn nur sehen, nur an ihn denken durfte; und alle meine Gewissensscrupel waren verscheucht.

Inzwischen nahte die Zeit heran, wo ich mich mit dem Herrn Blüher verbinden sollte. Alle Anstalten wurden dazu gemacht. Aber diese Zeit dünkte mir eine Hölle zu seyn, der ich mich mit Entsetzen näherte. Der Kapitain

kain wußte diese meine Furcht so gut zu nähren, daß er mich endlich dahin brachte, auf Mittel zu denken, wie wir diesem Grabe unsrer Liebe entgehen könnten. Nach vielen Berathschlagungen zeigte sich uns endlich kein andres Mittel, als die Flucht. Anfangs bebte ich mit ganzer Seele vor diesem so schrecklichen Unternehmen zurück; aber der verführerische Liebhaber wußte, mit seinen Zärtlichkeiten, meine Zweifel bald zu verscheuchen. Die Nothwendigkeit schien mir das Wort zu reden: denn Blühern zu heirathen war mir nun eben so unmöglich, als ich nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vor mir sah, meine Eltern in Güte von dieser Verbindung abzubringen, weil dieser Blüher wirklich meines Vaters ganzes Herz besaß.

Der Kapitain gab vor, daß er in Dreßden im Quartier stehe, und dahin, versprach er, mich zu führen, und sich hier mit mir trauen zu lassen, so bald wir in seinem Quartierstande angelangt seyn würden. Ich war unsinnig genug, in die mir vorgeschlagene Flucht zu willigen. Mein treuloser Bruder bot ebenfalls die Hände dazu. Unter dem

Vorwande, daß ich mit ihm spazieren fahren solle, brachte er mich vor die Stadt hinaus, wo mich der Kapitain mit einer Postchaise in Empfang nahm, und mich davon führte. —

Bey der Beschreibung meiner Empfindungen bey dieser Flucht will ich mich weiter nicht aufhalten. Nur so viel muß ich bemerken, daß mich der Kapitain durch seine äusserst zärtlichen Liebkosungen gar nicht zur Erinnerung an die mißliche Lage, worinn ich mich bey ihm befand, kommen ließ. Ich schwamm in einem Meere von Liebe, und vergaß alles andre dabey. Da ich, aus Furcht entdeckt zu werden, wenig oder nichts von meinen Sachen mit fortbringen konnte, so befand ich mich zwar deswegen in einiger Verlegenheit; aber der Kapitain versprach, für alles zu sorgen, und mir in Dreßden alles anzuschaffen.

Die Reise gieng ganz glücklich von statten; wir fuhren mit Extrapost und ich gab mich für des Kapitains Schwester aus. Er hingegen nennte sich einen russischen Offizier, der auf Urlaub nach Dreßden gienge; und dazu war er so gar mit einem Passe versehen.

Anfäng-

Anfänglich bestürzte mich dieser Umstand freylich ein wenig; denn es war der erste Schritt des Kapitains, der mich von seiner falschen Rolle hätte unterrichten können. Aber er wußte mich sehr künstlich zu überreden, daß er bloß zu unsrer Sicherheit, um dadurch den Nachforschungen meiner Eltern desto besser zu entgehen, einen andern Karakter annehme; und was hätte ich dem verführerischen Manne nicht alles geglaubt, nachdem ich ihm so viel aufgeopfert hatte? —

Bisher hatte ich nun meine Tugend völlig unversehrt erhalten; aber das letzte Nachtquartier vor Dreßden war von dem Bösewicht dazu bestimmt, mir auch diese Krone zu rauben. Auf der ganzen Reise hatten wir bey jedem Nachtquartier in besondern Zimmern geschlafen. Dieß geschahe denn auch hier. Aber kaum hatte ich mich entkleidet; und eben war ich im Begriff, mich zur Ruhe zu legen, als des Kapitains Bedienter, der ein eben so listiger Schurke war, als sein Herr, an meine Thür klopfte, und mir sehr ängstlich zurufte, daß sein Herr plötzlich von einer heftigen Kolik überfallen worden sey, und an den Pforten des Todes

läge; ich solle geschwinde kommen, wenn ich ihn noch einmal sehen wolle. Man kann sich leicht vorstellen, daß ich über diese Nachricht nicht wenig erschrack. In der ersten Hitze meiner Bewegung vergaß ich, daß ich mich schon im Nachthabit befand. Das heftige Gefühl meiner Liebe zu ihm trieb mich, wie ich war, fort, und in sein Zimmer.

Er lag im Bette, und that, als ob ihm gleich die Seele ausfahren wollte. Ich ließ ihm gleich einige Hausmittel verordnen, nach welchen er sich stellte, als ob ihm besser würde. Ich saß neben ihm auf dem Bette; er hielt meine Hand unaufhörlich in der seinigen; und so harrte ich immer mit Schmerzen auf seine Genesung. Endlich stellte er sich, als ob ihm wieder völlig wohl sey. Sein Bedienter hatte sich inzwischen weggeschlichen. Ich wollte mich ebenfalls wieder in mein Zimmer begeben; aber unter dem Vorwande, mir für meine bewiesene Sorgfalt zu danken, schloß mich der ungestüme Mann in seine Arme, und erwies mir die zärtlichsten Liebkosungen. Wir waren ohne Zeugen; — er schritt von einer Freyheit zur andern; — hingerissen von Liebe, und gereizt von Sinnlich-

lich-

lichkeit, widersetzte ich mich kaum noch seinen Anfällen. Kurz — meine Tugend sank im Staub; und diese Nacht wurde zu einem Feste Cytherens, das mich auf ewig mit Schande bedeckte. —

Wir kamen nach Dreßden, und logirten uns in einem Bürgerhause ein. Mein Kapitain fuhr noch immer fort, sich für einen russischen Offizier auszugeben; ich wurde gewahr, daß er wirklich gar nicht in sächsischen Diensten stand; ich merkte, daß er mich darinnen schon hintergangen hatte; aber er war zu bezaubernd, und ich liebte ihn zu sehr, als daß ich ihm diese Treulosigkeit nicht hätte verzeihen sollen. Sehr geschickt wußte er mir nun die Nase aufzuheften, daß er nächstens wieder nach Rußland gehen, und mich mit dahin nehmen werde. Auch dieses glaubte ich ihm. Indessen drang ich doch drauf, sich mit mir trauen zu lassen. Er versprach mir 's auch gewiß, und bat nur noch um Aufschub, bis die Erlaubniß dazu aus Rußland angekommen wäre, um welche er in meinem Beyseyn so gar einigemal schrieb. Aber alles das waren nichts, als Betrügereyen. Er wußte mich so lange da-

mit aufzuhalten, bis endlich gar nichts draus wurde. Inzwischen überredete er mich, daß ich mich für seine Gemahlinn ausgab. Auch lebten wir wirklich in aller Betrachtung wie Eheleute zusammen: denn wer weiß nicht, daß wenn die Tugend einmal verloren ist, das Laster alsdenn gar bald die völlige Oberhand über uns gewinnt? — Er brachte mir dadurch einen Geschmack an der Wollust bey, welche zu verfeinern und zu erheben, er tausend schändliche Kunstgriffe wußte.

Doch dabey ließ er es nicht einmal bewenden, daß er mich selbst täglich mehr an das Gift der Sinnlichkeit gewöhnte. Er war so gar niederträchtig genug, auch andern meine Person Preis zu geben. Als seine guten Freunde brachte er unter der Hand allerhand junge rohe Leute, von welchen ich nun erfahren habe, daß sie seine Spielkammeraden waren, mit zu mir. Diese Leute vollendeten vollends das Verderben, worein der Kapitain schon meine ganze Sittlichkeit gestürzt hatte. Bald sank ich zum allgemeinen Gegenstande der Begierden dieser zügellosen Leute herab. Freylich gieng mir nun das Licht über meinen treulosen Kapitain völlig

auf; mit Entsetzen erwägte ich oft, daß ich von diesem Bösewicht hintergangen und verrathen war. Aber dennoch liebte ich den Elenden noch immer; ich war wie bezaubert von ihm; und da er mir immer noch mit der Hoffnung schmeichelte, daß er mich heirathen werde; so ließ ich mich so von ihm bethören, daß ich in meinem lasterhaften Leben immer tiefer herabsank. Was sollt' ich auch thun? keinen Groschen hatt' ich im Vermögen; ich hieng ganz von ihm ab; wo sollt' ich hin, da ich überdieß in Dreßden auch keine Seele kannte? —

Endlich stieg mein Elend aufs höchste. Eines Abends, als ich meinen unwürdigen Liebhaber von seinen Spielgesellschaften zurück erwartete, kam er gar nicht nach Hause. Die Nacht darauf vergieng; und er fand sich nicht ein. Auch der folgende Tag verfloß; ich bekam ihn mit keinem Auge zu sehen. Kurz, er hatte sich unsichtbar gemacht; und, wie ich mich in meinen Sachen umsahe, hatte er mir so gar die wenigen Juwelen mitgenommen, die ich noch von Berlin mitgebracht hatte.

Ich hatte keinen Groschen Geld mehr, nichts zu leben, ich war den Miethzins schuldig, welchen der Wirth mit Ungestüm von mir forderte; mein Elend war entsetzlich; ich gerieth in Raserey — in Verzweiflung. — In dieser schrecklichen Lage besuchten mich zwey von den Bekannten meines treulosen Liebhabers. Diese entdeckten mir denn, daß der Kapitain nichts weniger, als ein russischer Offizier; sondern bloß ein relegirter Student aus Straßburg sey, der sich als Spieler in der Welt umtriebe, und schon mehrere Mädchen so niederträchtig debauchirt habe, wie es mir mit ihm gegangen sey. Das wußte ich nun zwar wohl alles zu meinem größten Schmerz; aber wie war mir zu helfen? — gedrängt von allen Seiten mußte ich endlich die Unterstützung annehmen, welche mir diese Herren um den Preis meiner Gunstbezeigungen anboten.

Ich bezahlte den Miethzins, begab mich hieher in dieses kleine Stübchen, und lebte einige Wochen, unter dem namenlosesten Kummer, von demjenigen, was mir jene beyden leichten Bursche von Zeit zu Zeit zu meiner Erhaltung gaben. Freylich mußte ich mich

nun

nun völlig ihren Lüsten Preis geben; aber sie verschonten mich doch damit, daß sie nicht mehrere von ihren Spießgesellen zu mir brachten. Inzwischen schrieb ich an meine Eltern, bat um Gnade, und versprach Besserung; aber ich bekam eine so harte Antwort von meinem Vater, die mir eine Krankheit vor einigen Wochen zuzog. Er verfluchte mich, als eine ungerathne Tochter, und verstieß mich gänzlich aus seinem Herzen; mein Elend war aufs äußerste gestiegen. Hierzu kam noch, daß mich der eine meiner beyden Liebhaber aus Ueberdruß verließ; und der andre mich zwar noch unterstützte, aber doch ebenfalls sehr kalt gegen mich wurde. Durch dessen Hülfe erlangte ich inzwischen doch meine Gesundheit wieder. Dafür aber nahm er sich die Belohnung, die Erstlinge dieser meiner wieder auflebenden Gesundheit zu seinem Vergnügen zu brauchen. Ich mußte mir alles gefallen lassen. Endlich, vor ungefähr acht Tagen, kam er ganz außer Athem zu mir, drückte mir zwey Dukaten in die Hand, und meldete mir, daß er sich augenblicklich durch die Flucht retten müßte, weil er alle Minuten in Gefahr stehe, als ein fal-

scher Spieler in Verhaft genommen zu werden. Nun war ich also gänzlich verlassen. Diese zwey Dukaten machten mein ganzes Vermögen aus. Der Mangel setzte mir auf allen Seiten zu. Was sollte ich nun anfangen? — Mein Geld wurde ziemlich verzehrt, ohne daß ich zu einem bestimmten Entschluß kommen konnte. Endlich nahm ich mir vor, als Magd Dienste zu suchen, weil ich die Lebensart verabscheute, die ich bisher geführt hatte. Aber wer sollte mich miethen? — ich beschloß also meine Kleider zu verwechseln, und dann, als eine Person von niedrigem Stande, Dienste zu suchen. Mit diesem Entschluß war ich bis heute früh beschäftiget; und ich war eben im Begriff zu einem Trödeljuden zu gehen, und meine Kleider zu vertauschen, als die Kreatur, die Sie hieher gebracht hat, zu mir herein trat, und, in der Meynung, daß ich eine öffentliche Buhlerinn sey, mir ihre Dienste anbot. Sogleich fiel mir der Gedanke ein, diese Person wenigstens dazu zu brauchen, daß sie mir zu meiner Umkleidung behülflich wäre, weil ich mich wirklich schämte, selbst zum Trödler zu gehen. Ich nahm sie also an; und morgen

war

war ich Willens, meinen Plan auszuführen. Aber das Mädchen, das meine äußerste Armuth mit ansahe, gieng diesen Abend, wider meine Einwilligung, aus, mir einen Liebhaber, wie sie sich ausdrückte, auftreiben zu helfen. Wohl mir also, daß Sie gerade der Mann sind, dessen edle Denkungsart mir den Beweis giebt, daß sich auch in Ihrem Stande noch tugendhafte Menschen befinden! —

Hiermit schloß die unglückliche Elise eine Erzählung, welche Klingenaus ganze Seele mit Abscheu gegen ihren Verführer erfüllte.

„Armes, betrogenes Mädchen!

rufte er aus,

„wie jammern Sie mich! Gott sey der „Seele des Bösewichts gnädig, der Ihre „Verirrungen auf seinem Gewissen hat! —

Er deklamirte noch viel gegen die schamlose Verstellungskunst dererjenigen Mannspersonen, die sich das satanische Vergnügen machen, unschuldige Mädchen zu verführen, und in Elend zu stürzen. Dann sagte er zu Elisen:

„Ist es Ihr Ernst, wieder zur Tugend „zurück zu kehren, wenn ich Sie darinn unterstütze?

„Mein Ernst? —

versetzte sie, in Thränen schwimmend.

„O! ich Elende! wenn mir es wieder „so gut werden könnte, Zeit Lebens wollt' „ich Sie als einen Engel der Tugend verehren, der mich so großmüthig aus der Tiefe „meiner Schande heraus zog. Ich will gern „die niedrigsten Dienste verrichten, will alle, „auch die schwerste Arbeit, über mich nehmen, wenn ich nur auf ehrliche Weise mein „Brod damit verdienen kann. Schaffen Sie „mir nur eine Herrschaft!

„Nein,

sagte der edle Offizier,

„das soll nicht geschehen. Sie müssen „wieder völlig glücklich werden — Sie „müssen sich wieder mit Ihren Eltern aussöhnen. —

E. „Ach, Gott! das wird schwer halten. Es ist beynahe unmöglich. Ich habe „sie zu sehr beleidiget.

K. „Ich nehme es über mich, die Aussöhnung zu bewirken. Nur müssen Sie

„mir

„mir in allem folgen, was ich Ihnen ra„the.

E. „Alles — alles will ich gern thun. „Nur retten Sie — retten Sie mich von „diesem schändlichen Leben! —

Elisens ganzes Betragen überzeugte den edeldenkenden Klingenau von der Wahrheit ihrer Erzählung so völlig, daß er sich dieser Unglücklichen mit Ernst anzunehmen beschloß. Der Ausdruck ihres Gesichts bestätigte ihre Reue; und ihre Thränen ließen ihn nicht daran zweifeln, daß das Gefühl der Ehre in ihrem Herzen noch nicht ganz erstorben sey.

Hierauf verließ sie der menschenfreundliche Jüngling, mit der Versicherung, den folgenden Tag gleich Anstalten zu ihrer bessern Versorgung zu treffen. Er machte sich inzwischen den Plan hierzu; und des andern Morgens verschritt er sogleich zur Ausführung. Elise mußte ihre verführerische Magd wieder abdanken, und sich mit anständiger Kleidung versehen. Hierauf setzte er sich mit ihr in einen Wagen, und brachte das unglückliche Mädchen zu seiner Tante, einer sehr würdigen Dame, die einige Stunden von

Dreßden ihr Landgut bewohnte. Die Frau von Belzer, so hieß die Tante, war eine Wittwe, und unser Klingenau war ihr einziger Erbe. Dieser edle junge Mann war ihr Liebling, sie schätzte ihn sehr hoch; und sie war nicht gewohnt, ihn eine Fehlbitte an sie thun zu lassen.

Kaum hatt' er ihr also die Geschichte der unglücklichen Elise, die er inzwischen im Gasthofe hatte abtreten lassen, erzählet; und kaum hörte sie, daß es darauf ankam, eine verlorne Tugend wieder aufzusuchen, und zu beleben; so war sie auch so gleich bereit, das Mädchen bis zum Austrag der Sache zu sich zu nehmen. Elise warf sich dieser verehrungswürdigen Dame zu Füßen, weinte Ströme von Thränen in ihren Schooß, und zerfloß beynahe in Danksagungen für ihre Errettung. Bald gewann sie durch ihr edles Herz, und durch ihr außerordentlich feines Betragen, ihre Wohlthäterinn so sehr, daß diese sie wie ihr eigen Kind hielt, und sie täglich und stündlich zu ihrer Gesellschafterinn bey sich hatte. Auch wirkte das ruhige und vergnügte Leben, das Elise hier im Schooße der Tugend genoß, so stark auf ihre Gesundheit,

heit, daß sie gar bald wieder in die völlige Blüthe ihrer Schönheit trat. Man konnte sie nicht sehen, ohne sie zu bewundern; und man konnte keine halbe Stunde mit ihr umgehen, ohne sie von ganzer Seele zu lieben. Es war ein außerordentliches Mädchen. —

Inzwischen nahm unser Klingenau Urlaub, und reiste selbst nach Berlin, um Elisen wieder in die Gunst ihrer Eltern zu setzen. Anfänglich fand er nicht die beste Aufnahme. Der alte Kriegsrath glaubte zwar die Betrügereyen, welche der Kapitain gebraucht hatte, die sonst so tugendhafte Elise zu verführen, sehr gern. Aber er hielt den ehrlichen Klingenau für einen ihrer neuern unwürdigen Liebhaber, auf dessen Nachrichten von ihrer Besserung er nicht trauen zu dürfen glaubte. Er war unbeweglich, wollte von einer Aussöhnung schlechterdings nichts wissen, und blieb ohne Wanken dabey stehen, daß er seine ungerathene und ungehorsame Tochter ihrem Schicksale überlassen wolle.

Aber nun fieng der edle Klingenau an, sein väterliches Herz mit seiner ganzen Beredsamkeit zu bestürmen. Er nahm sich der unglücklichen Elise mit solcher Wärme an, schil-

derte ihre Reue, ihre Verzweiflung, ihre Besserung, ihre eigenthümlichen Tugenden, ihre Schönheit mit so vieler Wahrheit, sprach von den Pflichten der Menschlichkeit, die armen, gefallenen Brüder und Schwestern zu retten, und von der Schuldigkeit der Eltern, ihren unglücklichen verführten Kindern auf dem Wege der Besserung entgegen zu kommen, mit so vielem Feuer, wußte die Gefühle der Natur und die Empfindungen des Mitleidens so sehr zu erwecken, daß der sonst sehr zärtliche Vater anfieng zu wanken, — daß er dem Strome von Thränen, der seine Wangen herab rollte, keinen Einhalt mehr thun konnte, Klingenau bewies Elisens Besserung mit dem Zeugniß seiner Tante; und itzt — da er den Namen dieser ehrwürdigen Dame nennte! — in diesem Augenblick fiel ihm der Kriegsrath um den Hals, und rief mit großer Bewegung aus:

„Gott im Himmel! — was sagen „Sie? — bey der Frau von Belzer ist „meine Tochter? — und diese Dame ist ihre „Tante? — Ach! nun glaub' ich alles. — „Dank! vortrefflicher junger Mann! — „Ach! meine arme, unglückliche Tochter! —

Bey

Bey diesen Worten sank er kraftlos auf seinen Stuhl zurück, und überließ sich ganz dem Ausbruch der zärtlichen Gefühle, die sein Herz mit Wehmuth und Mitleiden bestürmten. Klingenau, erfreut über diese glückliche Entdeckung, fragte, woher er seine Tante kenne?

„Ach! das ist die beste Frau,

versetzte der Kriegsrath,

„die auf Erden lebt, das ist die edelste, „tugendhafteste Seele, die ich kenne. Ich „bin sonst Sekretair bey ihrem Gemahl gewe„sen. Eine schwere Krankheit führte mich an „die Pforten des Todes. Aber, diese große „Dame war allein mein Arzt — meine Pfle„gerinn — meine andre Mutter; — ihr „hab' ich mein Leben zu danken. Ach! Gott „segne sie in dieser Stunde! sie hat mir mein „zweytes Leben, — meine liebe verführte „Tochter erhalten. —

Klingenau erstaunte; — das Lob seiner Tante, die er wie eine Heilige verehrte, aus dem Munde eines so alten verdienstvollen Mannes, wie der Kriegsrath war, entzückte — rührte ihn unaussprechlich; — zugleich sah' er die Früchte seiner edlen Hand-

lung an Elisen aufblühen; — dieser Gedanke zerschmolz seine ganze schöne Seele; und seine Augen schwammen in Thränen.

Aber itzt sprang der Kriegsrath wieder von seinem Stuhl auf, schloß Klingenauen in seine Arme, und sprach im Tone der äußersten Freude:

„Kommen Sie, Herr Lieutenant! kom„men Sie! wir wollen hin — gleich wollen „wir fort! — daß ich ihr auf meinen Knien „danke, — Ihrer großen Tante — für „die Errettung meiner Tochter! daß ich sie „wieder finde, das Kind meiner Liebe! — „Ach! kommen Sie, Bester der Menschen! ich „kann 's kaum erwarten. —

Die Reise gieng jedoch nicht sogleich fort. Klingenau mußte sich erst einige Tage gefallen lassen, die Huldigungen anzunehmen, womit ihn die ganze Familie, als den Erretter der unglücklichen Elise, verehrte. Man wurde es gar nicht müde, einen Mann mit den ausschweifendsten Lobsprüchen zu überhäufen, der doch in seinem Gewissen überzeugt war, daß er nichts als seine Schuldigkeit gethan habe.

Alsdenn machte sich der erfreute Vater mit unserm Klingenau auf den Weg zur Frau von Belzer. Es war gegen Abend, als sie auf ihrem Gute ankamen. Klingenau führte den Kriegsrath erst zu seiner Tante. Die edelmüthige Dame hatte sich seiner gleich erinnert, so bald sie hörte, wer Elise war; sie hatte aber diesem Mädchen nichts davon gesagt, daß sie ihren Vater kenne. Jtzt füllte nun seine Ankunft ihre ganze Seele mit Freude: denn der Kriegsrath war ein Universitätsfreund ihres verstorbenen Gemahls, und hernach, unter dem Titel seines Sekretairs, sein engster Vertrauter gewesen.

Der Kriegsrath hingegen sank im Gefühl seiner Dankbarkeit für die Aufnahme seiner Tochter, der edlen Dame beynahe zu Füssen; — es war eine rührende, der Menschheit würdige Scene! —

Jtzt wurde Elise gerufen, die von der Ankunft ihres Vaters und ihres Freundes noch nichts wußte. Es war dunkel im Zimmer ihrer Wohlthäterinn. Sie erkannte ihren Vater, der neben der Frau von Belzer auf dem Sopha saß, nicht sogleich. Da sie aber den Herrn von Klingenau gewahr

wurde, welchen seine mit Silber gestickte Montur verrieth, ahndete sie auch sogleich, daß der Fremde ihr Vater sey. Halb ohnmächtig stürzte sie zu seinen Füßen, umfaßte seine Knie, und ließ ihre Thränen auf seinen Schooß fallen. Nur ein Wort hervor zu bringen, war ihr unmöglich. Auch der Vater gerieth außer Fassung. Er senkte sein Haupt nieder, und küßte die Stirn seiner Tochter.

„Mein armes Kind!

war alles, was er hervorbrachte. Dann sank er zurück auf die Lehne des Sophas, und ließ seinen Thränen freyen Lauf. Elise erholte sich eher, als er. Immer noch zu seinen Füßen liegend, rufte sie mit einer Stimme, deren wehmüthiger Ton Mark und Bein hätte erschüttern können,

„Haben Sie mir vergeben, mein Va-
„ter? —

Der gerührte Alte schien nicht zu hören. Die Gefühle des Schmerzes und der Freude hatten ihn übermannt. Ohne Wort streckte er seine Hand nach Elisen aus, und hob sie von seinen Füßen empor. Entkräftet fiel das unglück-

unglückliche Mädchen in seine Arme, und wiederholte die Worte:

„Ach! verzeihen Sie mir, mein Vater!

Nun schien sich der Kriegsrath wieder zu fassen. Er sagte:

„Bey einer solchen Fürsprecherinn, wie „diese unvergleichliche Dame ist, — wie „könnt' ich Vater seyn, wenn ich nicht verzei„hen wollte? —

E. „Ach! ich habe Sie entsetzlich belei„diget — ich möchte vergehen — vor „Schmerz über meine Sünden. —

K. „Laß das itzt gut seyn, meine Toch„ter! dein künftiges Betragen soll diesen Fle„cken bey mir wieder auslöschen. Dank' es „Gott und diesem edlen Menschenfreunde, des„sen Gleichen die Welt wenig hat, daß du „gerettet bist! —

E. „Ach! ich habe viel gelitten, mein „Vater! meine Vergehungen haben mich schon „selbst schrecklich genug bestrafet.

K. „So lerne Weisheit daraus! und „hüte dich vor dem Gifte schmeichlerischer „Zungen!

Itzt wurde die Versöhnung allgemein. Man feyerte sie durch ein vergnügtes Abend-

essen.

essen. Elise hatte ihre völlige Schönheit wieder erlangt. Ihr feines Betragen hatte durch den Umgang mit der Frau von Belzer noch mehr gewonnen. Sie fesselte das Herz ihres Vaters wieder so sehr an sich, daß er sie fast nicht aus seinen Armen ließ.

Ueber vierzehn Tage blieb der Kriegsrath bey seiner alten Freundinn, und er sagte, dieß wären solche Tage, die er unter die vergnügtesten seines Lebens zähle. Alsdenn kehrte er mit seiner Tochter nach Berlin zurück. Die Scenen, wie sie von ihrer Mutter, ihrer Schwester und ihren Freunden empfangen wurde, waren eben so rührend, als ihre erste Zusammenkunft mit ihrem Vater. Auch Blüher vergab seiner ehemaligen Geliebten ihre Untreue. Er liebte sie im Grunde noch immer mit der zärtlichsten Leidenschaft; aber das Vorurtheil der Welt hielt ihn ab, seine Verbindung mit ihr zu erneuern. Zwey Jahr vergiengen, ohne daß sich Blüher über dieses Vorurtheil erheben konnte: denn so sehr er Elisen auch noch liebte, so war er doch ein Mann von überaus zarter Delicatesse, und der Gedanke, daß Elise schon die Rolle einer Buhlerinn — obgleich mehr aus

Zwang,

LB Coburg

Zwang, als aus freyem Willen — gespielt hatte, war ihm Anfangs abscheulich. Endlich hoben die Zeit, Elisens gute Aufführung, ihre Schönheit, seine Liebe — auch diese Bedenklichkeit. Ueberzeugt, daß sie nicht aus Bosheit, sondern aus Uebereilung gefehlt hatte, setzte er sich über die Vorurtheile der Welt hinweg, und heirathete sie noch. Anfänglich mußte er zwar manche Krittelereyen und Moquerien darüber erdulden; aber Elisens Liebe und ihr vortreffliches Herz ließen ihn dieß alles vergessen. Die Zeit löschte auch diesen Flecken aus; und ihre Ehe ist noch immer die vergnügteste und glücklichste, die man sich denken kann.

Der abscheuliche Kapitain, Elisens Verführer, bekam den Lohn seiner Schandthaten in Warschau, von einem pohlnischen Starosten, dessen Gemahlinn er zu verführen suchte. Der Starost, der ihn gerade ertappte, als er sich in das Zimmer seiner Gemahlinn schleichen wollte, ließ ihn durch seine Bedienten, die grausame wilde Polacken waren, zu Tode prügeln.

Dir aber, edler Klingenau! weihe noch am Schlusse dieser Geschichte jeder Menschen-

freund die Empfindungen der Ehrfurcht und der Bewunderung, womit deine vortreffliche Handlung ihre ganze Seele erfüllen muß! — Der Lohn der Redlichkeit und der Tugend sey ewig das glückliche Loos deines Lebens, und noch am Rande des Grabes beselige dich das Bewußtseyn, daß du ein gefallenes Mädchen zur Tugend zurück rufteſt, und einem gekränkten Vater seine verlorne Tochter wieder gabst! Ewige Vergeltung sey dir dafür in einer andern Welt, wo die Tugend in ihrem wahren Lichte glänzet, und Engel des Himmels sie umlächeln!

Die

Die
Verbrecherinn aus Noth.

Dritte Scene.

Zu Leipzig studierte der Sohn eines angesehenen Handelsmanns aus dem Erzgebirge, der Gemeiner hieß. Dieser junge Mensch war unter fünf Söhnen seines Vaters der jüngste. Seine vier Brüder erlernten die Kaufmannschaft, und giengen in die weite Welt. Zweye davon blieben in Ostindien; einer verheirathete sich in Marseille; und der vierte, der eigentlich die Handlung seines Vaters bekommen sollte, that in dessen Geschäften eine Reise nach Nordamerika, wo er sich in eine Amerikanerinn verliebte, und ebenfalls dort blieb. Der alte Vater hatte also niemanden von seinen Kindern mehr in der Nähe, als diesen seinen fünften Sohn, welcher sich dem Studieren gewidmet hatte.

Der junge Gemeiner sollte nach dem Willen seines Vaters eigentlich ein Theolog werden; und dieser hoffte, ihm mit der Zeit

eine gute Pfarre in seiner Nachbarschaft auszuwirken. Aber das Studium der Theologie war gerade am wenigsten nach seinem Geschmack. Er ergriff solches mit äußerstem Widerwillen, und trieb es wenig oder gar nicht. Ueberhaupt war er ein Mensch von ganz besonderm Karakter, und von ganz besondern Neigungen. Zwar besaß er ein gutes Herz, und eine überaus edle, großmüthige Denkungsart. Aber er hatte von Natur schon einen gewissen, so unbezwinglichen Hang zur Ruhe, und einem freyen ungebundenen Leben, daß er alle Anstrengung kostende Arbeiten haßte, und jedes Berufsgeschäft für eine Art von Sclaverey ansah, die ihm, in seinen Augen, des Vorzugs, ein Mensch zu seyn, beraubte. Um deswillen hatte er auch keine Lust zur Kaufmannschaft, sondern ergab sich dem Studieren, wo er seinem Hange zur Ruhe besser folgen zu können glaubte; und darum war auch die Theologie nicht seine Sache, weil er die mit jedem geistlichen Amte verknüpften Beschwerlichkeiten fürchtete. Noch weniger behagte ihm die Rechtsgelahrheit, oder die Arzneywissenschaft: denn die Geschäfte, welche der Beruf der

Rechtsgelehrten, oder Aerzte mit sich bringt, widerstanden seinem ganzen Temperamente.

Die schönen Wissenschaften, und die Dichtkunst, waren allein das Fach, bey welchem er allem ausweichen zu können glaubte, was ihm nur irgend einige Anstrengung kosten möchte. Er widmete sich daher auch diesen, ihm so leicht dünkenden Wissenschaften, ganz allein, und dachte an die Theologie beynahe gar nicht. Aber auch hier suchte er bloß die Bahn des Vergnügens und der Ruhe zu wandeln. Denn selbst im Felde der Dichtkunst zu arbeiten, war ihm viel zu mühsam. Er machte zwar bisweilen einige Versuche; aber er konnte es niemals zu einiger Vollkommenheit darinnen bringen, weil er zum Nachdenken nicht Ausdaurung und Fleiß genug besaß, ob es ihm sonst gleich an einigem Genie und Fassungskraft gar nicht fehlte. Folglich begnügte er sich größtentheils daran, die Werke der besten Dichter zu lesen, und den Ideen anderer nachzugehen, wodurch er sich denn die Mühe des Selbstdenkens ersparte.

Durch diese Beschäftigungen gewöhnte sich denn nun sein Geist immer mehr an jene

Unthätigkeit, die dem Menschen alle mögliche ernstliche Geschäfte verleiden. Auch konnt' es nicht fehlen, daß sein Gehirn mit einer Menge romantischer Begriffe und Ideale erfüllt werden mußte, die ihm bald eine völlige Unzufriedenheit mit der Welt und ihren Verhältnissen einflößte. Er schuf sich in seinen Gedanken eine ganz eigene, nach dem arcadischen Schäferleben gemodelte Welt, und dazu trugen denn besonders Geßners Werke, die seine Lieblingslectüre waren, nicht wenig bey.

Zwar sollte man wohl vermuthen, dieser junge Mensch würde doch manchmal über seine Bestimmung nachgedacht haben, und es würde ihm bisweilen eingefallen seyn, daß die Art seines Studierens ihn gewiß zu nichts weniger als zum Dienst des Vaterlandes geschickt, oder zu einem brauchbaren Mitgliede desselben mache. Denn die einzige Predigt, die er in seinem Leben, bloß um seinem Vater zu zeigen, daß er Theologie studiere, gehalten hat, wurde ihm so bluteßigsauer, daß ihn hernach kein Mensch wieder zum Predigen bringen konnte. Aber er war über seine künftige Bestimmung ganz ruhig: denn er hatte

hatte von seinem Vater ein ansehnliches Vermögen zu erben, und unter dessen Schutze hoffte er denn seiner Lieblingsneigung Zeit Lebens folgen zu können. Daß er dabey überaus empfindsam war, und auch über das schöne Geschlecht sehr romanhaft dachte; kann man sich leicht vorstellen.

Inzwischen hatte er schon vier Jahr in Leipzig des Studierens halber zugebracht, als sein Vater starb, und ihm, auf seinen Antheil, ein Vermögen von zehentausend Thälern zurückließ. Weil keiner von den Erben seines Vaters Handlung übernehmen konnte, so wurde sie verkauft, und unser Gemeiner bekam daher seine zehntausend Thaler in baarem Gelde. Um nun auch sogar mit der Verwaltung dieses Vermögens keine Mühe zu haben, legte er solches in die Handlung eines großen Kaufmanns in Hamburg, und hoffte nun von den sechs Procenten, die ihm der Kaufmann gab, recht bequem und völlig seinen Neigungen gemäß leben zu können. Er gieng damit um, sich irgendwo auf dem Lande nieder zu lassen, und daselbst den Plan eines arcadischen Schäferlebens auszuführen.

Als er nun in dieser Absicht zu einem seiner Freunde reisen wollte, der ein Prediger auf dem Lande war, um mit diesem darüber zu Rathe zu gehen, kehrte er in dem Gasthofe eines ansehnlichen Dorfes ein, um daselbst seine Mittagsmahlzeit einzunehmen. Hier sah' er eine Leiche vor dem Gasthofe vorbey tragen, die man eben zu ihrer Ruhestätte begleitete. Unter den Leidtragenden bemerkte er vorzüglich ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, die ihm ausnehmend schön zu seyn schien. Das Mädchen gieng in tiefer Rührung dicht hinter dem Sarge drein, und weinte heftig. Unserm Gemeiner war dieses ein zu interessanter Anblick, als daß er, nachdem er das leidtragende schöne Mädchen so weit mit den Augen verfolgt hatte, als er sehen konnte, sich nicht im Wirthshause nach dieser Leiche und der schönen Betrübten hätte erkundigen sollen. Er erfuhr gar bald, daß der Verstorbene ein armer Gärtner gewesen sey, der bey dem Besitze eines kleinen Häuschens und Gartens sich sehr kümmerlich ernährt hätte. Das leidtragende Mädchen war — wie er ferner vernahm, — seine einzige hinterlassene Tochter. Diese setzte

aber der Todesfall ihres Vaters in die betrübtesten Umstände, weil dessen Haus so verschuldet war, daß es nothwendig von den Gläubigern hinweg genommen werden mußte. Das arme Mädchen hatt' also keine andre Zuflucht, als in Dienste zu gehen. Die Wirthsleute bedauerten sie sehr, und strichen ihre Tugenden, ihre gute Aufführung, ihre Geschicklichkeit, und ihren Fleiß so heraus, daß Gemeiner sich den allervortheilhaftesten Begriff von ihr machen mußte. Unter andern sagte die Wirthinn:

„Ja! das können Sie mir auf mein Wort „glauben, mein lieber Herr! daß Mariechen „das allerbeste Mädchen im ganzen Dorfe „ist! und so höflich und freundlich ist sie, und „beredsam, daß sie alle Leute lieb haben. Mit „allen Kindern redt sie, und grüßt alle Bet„telleute; und das Herz aus dem Leibe gäbe „sie einem; und kann so hübsch nähen, daß „es ihr wohl in der Stadt niemand nachma„chen kann. Es ist gar nicht mit ihr, wie „etwa mit einem Bauermädchen: denn sie „liest immer in hübschen Büchern, mit schö„nen schwarzen Bildern darinnen, und kann „auf der Harfe spielen, die ihr ihr Vater ge-

„lernt hat — Gott hab' ihn selig! —
„daß es nur eine Lust ist, ihr zuzuhö„ren. —

Dieses, und — was die Wirthinn noch mehr zum Lobe der schönen Maria sagte, machte unsern Gemeiner äußerst neugierig auf dieses Mädchen. Der Umstand, daß sie in Büchern mit schönen schwarzen Bildern läse, fiel ihm am meisten auf. Er vermuthete nichts geringers, als daß diese Bücher keine andern seyn könnten, als Producte der neuern Romandichter mit Chodowieckischen, oder Schönauischen Kupfern. Dieß war denn gerade rechtes Wasser auf seine Mühle, und stellte ihm die Maria auf der reizendsten Seite vor. Uebrigens war er auch in der That ein so mitleidiger menschenfreundlicher Mann, daß er von einem Armen, oder Leidenden, nur hören durfte, um mit der größten Bereitwilligkeit ihm seine Unterstützung und seine Hülfe anzubieten. Er hatte also nicht so bald vernommen, daß die schöne Maria in Dürftigkeit schmachte, als er sich augenblicklich entschloß, zu ihr zu gehen, und ihre Umstände zu verbessern. Die Thränen eines schönen Mädchens drangen zu tief in seine

Seele, als daß er den Regungen der Zärtlichkeit, die sie ihm einflößten, hätte widerstehen können.

So bald also die Leichenbestattung vorbey war, ließ er sich die Wohnung des Verstorbenen zeigen, und gieng hinein. In der Stube traf er keine Seele an. Er gieng also in den Garten, der gleich neben dem Hause war; und hier fand er Marien weinend in einer Laube sitzen. Ihr Anblick drang ihm durch Mark und Bein: denn man konnte in der That nichts Reizenders sehen, als dieses Mädchen. Sie war von mittlerer Größe, und überaus schön gewachsen. Auf ihren Wangen blühte die Rose der Natur im aufgehenden Lenze. Ihr schönes nußbraunes Auge lächelte lauter Sanftmuth und Zärtlichkeit. Die Trauerkleider, welche sie trug, gaben ihr ein rührendes Ansehen, und ihre Schönheit schien dadurch nur noch mehr zu gewinnen. Mit einem Worte, Gemeiner verlor sein ganzes Herz im Augenblick, da er in die Laube trat, welche dieses schöne Mädchen beschattete.

Auch Maria stutzte nicht wenig, einen ganz fremden Herrn von solchem Ansehen, und

in so sonderbarer Tracht zu ihr kommen zu sehen. Beynahe erschrack sie über ihn. Denn Gemeiner war ein großer schöner, wohlgebauter Mann. Er sah etwas bräunlich aus, hatte große schwarze Augen, und pechschwarzes Haar. Er trug sich geniemäßig, mit offenem Halse und Busen. Sein Haar war, auf philantropische Manier, verschnitten. Darüber trug er einen großen, runden, weissen Hut, hatte einen weißen, bis über die Waden herabhängenden Tüffelrock, gelbliederne Beinkleider, große steife Stiefeln, mit mächtigen stählernen Spornen, an, und führte einen großen Knotenstock mit silbernem Beschläge in der Hand.

Als nun diese neumodische, etwas fürchterliche Figur, der sanften Maria vor die Augen trat, stand sie von ihrem Sitze auf, war aber in der That vor Schrecken so schwach, daß sie sich kaum auf den Füßen erhalten konnte.

„Bleiben Sie sitzen, liebe Jungfer!
rufte ihr Gemeiner entgegen,

„Sie haben an mir einen Freund gefun-
„den, den das Mitleid mit Ihren betrübten
„Umständen zu Ihnen führt.

Er

Er nöthigte Marien, sich wieder nieder zu lassen, und setzte sich neben sie. Mit seiner offenen heitern Miene — denn seine menschenfreundliche Seele war in der That in allen seinen Zügen ausgedrückt — und mit der, obgleich bey gegenwärtigen Umständen etwas sonderbaren Frage,

„Womit kann ich Ihnen dienen, liebe „Maria?

verscheuchte er zwar die Furcht, die ihr seine Gestalt eingeflößt hatte, wieder aus ihrem Herzen; vermehrte aber doch ihr Erstaunen nicht wenig, weil sie gar nicht begreifen konnte, wie ein so ganz fremder Mensch auf den Einfall komme, ihr seine Hülfe anzubieten.

Sie wußte daher auch nicht, was sie dem seltsamen Manne gleich antworten sollte; er merkte ihre Verlegenheit, und begriff nunmehr die Unschicklichkeit seiner Frage. Er suchte daher diesen Fehler wieder zu verbessern, indem er ihr Nachricht von seiner Person, und von der Veranlassung gab, die ihn hieher zu ihr geführt habe. Dann bot er ihr seine Unterstützung noch einmal an, und bat sie, ihm nur zu sagen, wie viel sie zu Be-

zahlung ihrer Schulden, und zur Erhaltung ihres Hauses brauche. Aber Maria erklärte sich, daß sie von einem Manne, den sie so ganz und gar nicht kenne, unmöglich Geld anzunehmen im Stande sey, sondern daß sie vielmehr Willens wäre, in Dienste zu gehen, und das Haus den Gläubigern zu überlassen. Gemeiner wollte sich nicht abweisen lassen. Mit aller der Mühe aber, die er sich deswegen gab, konnte er doch nichts mehr über sie erhalten, als daß sie einige Dukaten von ihm annahm, welche sie noch für die Begräbnißkosten ihres Vaters schuldig war. Gemeiner verließ sie hierauf mit bewegtem Herzen, und mit Empfindungen, welche er für nichts anders, als für die feurigste Liebe zu diesem schönen Mädchen erkennen konnte.

„Solltest du Marien nicht heirathen kön-
„nen? —

dachte er, als er wieder auf seinem Pferde saß, und nun Zeit hatte, seinen Gedanken freyen Lauf zu lassen. Das niedliche Häuschen, der hübsche Garten, die schöne romantische Gegend des Dorfs, Mariens vortreffliche Eigenschafften; alles dieß war dem Plane vollkommen angemessen, den er sich

schon

schon längst zu seiner künftigen Lebensart entworfen hatte. Diese Gedanken wurden bald zum wirklichen Entschluß, wie es in dergleichen Fällen gewöhnlich zu geschehen pflegt. Viel fehlte nicht, er kehrte sogleich wieder um, und trug Marien seine Hand ohne Umstände an. Da er aber doch überlegte, daß es unschicklich sey, ihr itzt in der tiefsten Trauer um ihren Vater einen dergleichen Antrag zu thun; so faßte er seine Seele in Geduld und ritt vor der Hand noch hin zu seinem Freunde. Dieser entwarf ihm nun verschiedene Plans zu Einrichtung seiner künftigen Lebensart. Aber Gemeiner, der an nichts weiter, als an seine Maria dachte, verwarf sie alle, und eilte, so viel er konnte, sich von seinem Freunde wieder los zu machen, und seine Geliebte wieder aufzusuchen.

Er traf einen ziemlich bejahrten Mann bey ihr an, der Marien als Haushälterinn in Dienste nehmen wollte, und ihr die vortheilhaftesten Bedingungen anbot. Dieser Mann war ein benachbarter Landedelmann, ein alter Hagestolz, der von je her gewohnt gewesen war, sein eheloses Leben mit Mai-

tres-

treffen hinzubringen. Er war einer jener ausgemergelten Wollüstlinge, die im Alter noch lüstern nach jungen Mädchen, die keine Erfahrung haben, bey diesen unschuldigen Geschöpfen ihre Nahrung noch am besten zu finden glauben. Es traf sich gerade, daß Gemeiner diesen Mann und seine Lebensart kannte. Er erfuhr also nicht so bald seine Absicht, als er Marien bey Seite zog, und sie vor dem reichen Alten warnte. Dadurch zerschlugen sich denn die ganzen Unterhandlungen, und der edle Ritter mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Nunmehr näherte sich denn auch Gemeiner seiner Absicht mehr. Er bat Marien, mit ihm in den Garten zu gehen. Dort setzte er sich mit ihr in jene Laube, die ihm seine Geliebte, vor einigen Tagen, auf einer so vortheilhaften Seite zeigte. Da er kein Liebhaber von Umschweifen und Weitläuftigkeiten war, so faßte er Mariens Hand, und that ihr diese Erklärung:

„Mein bestes Mädchen! ich habe eine „Frage an Sie zu thun. Ich liebe Sie! und „ich bin Willens, Sie zu meiner Gattinn zu „machen. Getrauen Sie sich, an meiner

„Hand

„Hand ihre künftigen Tage zu leben? können „Sie mich wieder lieben? —

„Ihr Antrag überrascht mich, lieber Herr „Gemeiner!

antwortete Maria,

„aber unempfindlich bin ich nicht dafür, „das muß ich Ihnen gestehen. Nur begreife „ich nicht, wie ich armes, niedriges Mäd„chen dazu komme, von einem so reichen „vornehmen Manne geliebt zu werden, wie „Sie sind.

„Ihre Schönheit, und Ihre Tugenden, versetzte Gemeiner,

„sind allein das Band, das mich an Sie „fesselt. Ich bin reich, und eben darum „will ich ein armes Mädchen glücklich ma„chen. Ich bin vornehm; aber ich finde den „niedrigen Stand der Menschheit angemesse„ner. Deswegen will ich auf dem Lande le„ben, und im Genuß der häuslichen stillen „Freuden weiter nichts als ein Mensch „seyn.

Maria, die ihren Geliebten gleich anfänglich nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet hatte, ließ sich daher auch bald bewegen, die Frau eines so reichen, schönen Mannes zu wer-

werden, wie Gemeiner war. Mit einem freudigen Ja sank sie dem entzückten Liebhaber in die Arme, und schwor ihm ewige Liebe. Die Natur schien sich dieser uneigennützigen Verbindung zu freuen; die Sonne lächelte ihnen ihren Beyfall zu; die Blumen des Gartens schienen nur für die Liebe zu blühen; die glückliche Laube, worinn sie saßen, beschattete ihre keuschen Umarmungen; und die Vögel des Himmels sangen dem von Wonne berauschten Paare die lieblichsten Brautlieder vor.

Ein halb Jahr darauf wurden unsre Liebenden durch priesterliche Einsegnung verbunden. Gemeiner nahm das Häuschen an, das Mariens Vater hinterlassen hatte, und machte es von Schulden frey. Hier lebte er mit seiner liebenswürdigen Gattinn in ungestörter Ruhe, und träumte sich völlig in die Zeiten des arcadischen Schäferlebens zurück. Auch konnte in der That keine Lage beneidenswürdiger seyn, als die seinige. Er hatte über fünfhundert Thaler jährliche Renten, die ihm ins Haus geschickt wurden, und wofür er auch nicht das Mindeste zu thun hatte. Seine Geschäfte bestanden in nichts weiter, als

als in Pflegung seiner Lieblingsneigungen; er studierte seine schönen Wissenschaften fort, und labte sich an den Reizen der Natur, die ihm das Landleben in ihrer völligen Größe zeigte. Nebenher baute er seinen Garten, und vergnügte sich an den mancherley Blumen, welche er unter seinen Händen erwachsen und blühen sah. An Küchengewächsen baute er wenig mehr, als so viel er in seine kleine Wirthschaft brauchte. Was er übrig hatte, verschenkte er an arme Leute im Dorfe. Er kaufte sich Orangerie, und legte sich ein Gewächshaus an. Sein Garten war so schön, so wohl angebaut, daß man in ein kleines Paradies zu kommen glaubte, wenn man hinein trat. Und dann diese ruhigen heitern Tage an der Seite einer guten, treuen, schönen Gattinn hingelebt, ohne häusliche Sorgen — und ohne drückende Berufsgeschäfte; was konnte man sich Reizenderes vorstellen, als die Lage dieses Mannes, welcher das Glück gefunden zu haben schien, seinen Neigungen gemäß die Welt zu geniessen? — Auch ließ er sich so weit zu seinem ländlichen Stande herab, daß er sich so gar völlig wie ein andrer gemeiner Mann klei-

dete; und wenn man ihn in seinem Garten mit seinem Spaten und seiner Schürze arbeiten sahe, so hätte man den ehemaligen galanten Gemeiner, der in lauter seidenen Genickleidern einherprunkte, nimmermehr in ihm erkannt. Seine Gattinn beschäftigte sich mit der Besorgung ihres kleinen Hauswesens, spielte ihrem Manne zuweilen auf der Harfe etwas vor, und las mit ihm in Romanen und Gedichten, bis ihr ihre Kinder mehrere Geschäfte machten, auf welche sie ihre ganze Sorgfalt wendete.

Wer hätte nun denken sollen, daß dieses paradiesische Leben nur von so kurzer Dauer seyn sollte? Und wirklich war es so. Der Mensch ist nicht dazu gemacht, ohne Leiden die Bahn seines Lebens zu durchwallen. Stürme und Ungewitter schlagen oft seine Seele darnieder; und wohl dem, der im Kampfe aushält, und durch standhaften Muth die Wellen seines Schicksals zu zertheilen weiß! — Auch unsern Gemeiner und seine vortreffliche Gattinn traf dieses gemeinschaftliche Loos der Menschheit. So glücklich er war, so warteten doch solche Leiden auf ihn, deren Größe, verhältnißweise, das

Maaß

Maaß seiner vorigen Glückseligkeit bey weitem überstieg.

Nur vier Jahr dauerte die wonnevolle Lage seines glücklichen Lebens. Während dieser Zeit kam Maria alle Jahr richtig mit einem Kinde nieder. Diese Kinder waren dann ihre größte Freude, und sie liebte solche ganz unaussprechlich. Gerade aber, als sie mit dem vierten Kinde, nach gehaltenen sechs Wochen, zur Kirche gegangen war, fieng sich die Periode ihres kläglichen Schicksals an. Gemeiner erwartete seine Interessen, die sonst allemal mit dem Tage der Verfallzeit einliefen, einige Wochen umsonst. Er schrieb an den Kaufmann, welcher sein Kapital an sich hatte. Aber anstatt sein Geld zu bekommen, meldete ihm der Handlungsbuchhalter, daß sein Herr einen Banquerout von zweymal hundert tausend Thalern gemacht habe. — Kurz, Gemeiner verlor bey diesem Falliment sein ganzes Vermögen. —

Hart war dieses Schicksal für unsre glücklichen Landleute; das konnte niemand läugnen. Auch schlug es Gemeinern, der eben der standhafteste Mann nicht war, un-

gemein darnieder. In diesem verlornen Vermögen bestand die einzige Stütze seines Lebens. Was sollte er nun anfangen? er wußte auch nicht das Allermindeste, wodurch er seinen Unterhalt hätte erwerben können. Und dennoch hatte er eine Frau und vier unerzogene Kinder; wovon sollte er diese ernähren? sein ausschweifender Hang zur Ruhe und Bequemlichkeit kam dazu; — er sah nichts, als die schrecklichsten Folgen voraus. Dieser Gedanke setzte ihn beynahe in Verzweiflung. Als er die völlige Nachricht von dem gänzlichen Verlust seines Vermögens erfuhr, sank er halb ohnmächtig in die Arme seiner vortrefflichen Gattinn.

„Ach, Gott! was soll aus uns wer-
„den?

rief er wehmüthig aus, und die Thränen schossen ihm stromweise aus den Augen. Maria, die in der That eine viel größere Seele, als er, besaß, küßte ihrem unglücklichen Manne die Zähren von seinen Wangen, und sagte mit dem ganzen Zauber ihrer Stimme:

„Verzweifle nicht, lieber Mann! Gott „lebt noch! und wir haben ja Hände; wir „wollen arbeiten, und beten — ich bin ja

„schon arm gewesen; und ich werde mich „auch in die Armuth wieder finden. —

Das gute Weib kannte ihren Mann nicht halb so gut, als er sich selbst kannte. Er fühlte wohl, daß er zu aller Arbeit untüchtig war. In dieser traurigen Ueberzeugung stand er auf, küßte seine Kinder, die sich in jugendlicher Einfalt an ihn anklammerten, und mit ihm zu leiden schienen, umfaßte den kleinen Säugling, der am Busen seiner Mutter lag, und entfernte sich von diesen mitleidswürdigen Schlachtopfern seines traurigen Schicksals. Nunmehr fieng er an, seine unverzeihliche Sorglosigkeit zu bereuen, daß er nichts gelernt hatte, um sein Brod damit zu erwerben. Er konnte sich weder Gönner noch Freunde rühmen, die ihm hätten forthelfen können: denn bey seinem Vermögen glaubte er sich selbst genug zu seyn, und daher hatte er sich um keine Freunde beworben.

Ein Jahr gieng noch hin, ohne daß diese gute Familie in jenen drückenden Mangel gerieth, der oft so erschreckliche Verwüstungen in dem Gebiete der Menschheit anrichtet. Gemeiner hatte noch etwas Geld von seinen

vorigen Einkünften zurück gelegt; und davon lebte er denn noch eine ziemliche Zeit hin. Er dachte, sich inzwischen irgendwo eine Bedienung auszumachen. Aber alle Mühe, die er sich darum gab, war vergebens. Niemand wollte einen Mann brauchen können, der eine Frau mit vier Kindern hatte, und nichts, als schöne Wissenschaften verstand. Dabey näherte er sich aber der äußersten Dürftigkeit immer mehr. Zwar schämte er sich keiner Arbeit; und so sauer es ihm wurde, so lernte er doch noch unterschiedene ländliche Arbeiten, und verrichtete solche ums Tagelohn. Seine Frau, so wenig ihr auch die Wartung ihrer Kinder, und die Besorgung des Hauswesens dazu Zeit ließen, wandte doch jede Minute, die sie davon frey hatte, dazu an, sich an ihren Nährahmen zu setzen, und damit etwas zu verdienen. Aber alles, was die guten Leute mit diesem mühseligen Arbeiten erwerben konnten, reichte bey weitem nicht zur Erhaltung der Familie zu. Sie sahen sich also genöthiget, ihre besten Sachen zu verkaufen. Nach und nach gieng also alles fort; die Orangerie und die Blumen machten den Anfang. Dann kam es an das

Sil-

Silberzeug, und an das Hausgeräthe; so gar Wäsche und Kleidungsstücke mußten aufgeopfert werden, um sich nur des Hungers zu erwehren. Noch waren die Bücher übrig, deren Gemeiner eine große Anzahl der ausgesuchtesten besaß. Er trennte sich nur mit Thränen von diesen einzigen Stücken, die ihn in seinem Leiden noch manchmal getröstet hatten. Endlich mußten auch diese dem drückendsten Mangel weichen. Da er sie nicht mit Vortheil verkaufen konnte, so drang sie ihm ein Bücherverleiher aus Leipzig um einen Pappenstiel ab. Nun hatten sie gar nichts mehr. Denn auch von den allernöthigsten Meublen hatten sie sich entblößet. Nur Mariens Harfe hatten sie bisher noch gerettet. Sie war sehr schön, mit einem Bedal; und kostete ihr zwanzig Thaler. Als sie endlich auch diese an einen Prager Musikanten verkaufen mußten, fiel die arme Maria in einen sehr trostlosen Zustand. Sie liebte dieses Instrument ungemein, und sie freute sich schon darauf, wie sie ihre Kinder darauf unterweisen, und ihnen diese schöne Kunst lernen wollte. Manchmal in ihren trüben Stunden hatte sie sich damit in ihre

Gartenlaube gesetzt, und sich, durch ihr reizendes Spiel, Linderung ihres Grams und ihrer Leiden verschafft; und auch diesen letzten Trost sollte sie verlieren! — dieß brachte das Gefühl ihrer schrecklichen Lage zu einer Höhe, welche nur diejenige überstieg, indem dieses vortreffliche Weib einer Handlung fähig wurde, die sonst nur einer niederträchtigen Seele eigen ist. —

Man kann eben nicht sagen, daß Gemeiner die übrigen Mittel, die er etwan noch ergreifen konnte, sich von seiner schrecklichen Armuth nur einigermaßen zu retten, vernachlässiget hätte. Er gab sich wirklich alle nur mögliche Mühe, seiner Situation eine andre Richtung zu geben. Aber alle seine Versuche liefen fruchtlos ab. Er fiel darauf, sich durch modische Schriften etwas zu verdienen, und wagte einige Versuche in verschiedener Gattung der schönen Wissenschaften. Aber theils fehlte ihm wirklich das originelle Genie, welches doch immer dem wahren guten Schriftsteller in diesem Fache eigen seyn muß; theils machten ihn auch seine häuslichen Umstände zu jener glücklichen Laune ganz unfähig, die man doch immer in

den Werken des Genies nicht vergebens suchen will. Bey einer immer trüben, von Gram und Sorgen umwölkten Seele, — wo soll der Mensch da die Kraft herbekommen, im Reiche der Wissenschaften etwas zu leisten? Seine Versuche mißriethen also so sehr, daß er den Verdruß hatte, sich solche von allen Buchhändlern wieder zurück senden zu lassen. Und wenn denn auch nicht eben alle seine Arbeiten ganz verwerflich waren; so fehlte es ihm doch an guter Bekanntschaft. Kein Verleger traute ihm etwas zu; und erfuhr er vollends gar seine dürftigen Umstände, so war der Verdacht, daß er um's Brod schreibe, schon hinreichend, sich nicht mit ihm einzulassen. Es war also auch damit nichts.

Er wendete sich an seine Brüder, und bat sie um Unterstützung. Aber, mein Gott! ehe seine Briefe Ostindien und Amerika erreichten, und diese Leute zurückschreiben konnten, wär' der gute Gemeiner mit sammt seiner Familie verhungert, wenn er darauf allein hätte harren müssen. Derjenige seiner Brüder, welcher zu Marseille wohnte, hätte ihm zwar bald helfen können, und an ihm

lag die Schuld nicht, daß es nicht geschah: Aber Gemeiners unerbittliches Schicksal wollte, daß sein Brief in Marseille anlangte, als sein Bruder, vor einigen Tagen, mit einem Schiffe, in Handlungsgeschäften, nach Westindien gegangen war. Also war auch hier so bald keine Rettung für unsre unglückliche Familie zu hoffen.

Gemeiner überwand so gar seinen ihm angebornen Stolz, so sehr, daß er bey den Gliedern seiner Familie Unterstützung suchte. Einige hätten es gern gethan. Aber das waren gerade die ärmsten darunter. Das Wenige, was sie etwa selbst ihren eigenen dringendsten Bedürfnissen absparten, und dem armen Gemeiner schickten, war für die seinigen in der That nur Wasser auf einen heissen Stein. Die Reichen schlugen ihm seine Bitte gerade zu ab; einer hatte selbst eine starke Familie; ein andrer hatte schon andre arme Anverwandten zu versorgen; ein dritter schützte die itzigen schlechten Zeiten vor; kurz, jeder wußte eine scheinbare Entschuldigung, warum er — so gern er wollte, doch nicht helfen könnte. Einige dieser unbarmherzigen Leute giengen sogar so weit,

dem armen Gemeiner spitzige Briefe zu schreiben, und ihm darüber Vorwürfe zu machen, daß er nichts Rechtschaffenes gelernt habe, um sein Brod selbst verdienen zu können. Er suchte einstweilen nur etwas zu entlehnen, weil er die Unterstützung seiner Brüder gewiß erwarten konnte. Aber auch dieses wurde ihm abgeschlagen. Alle Welt verließ ihn; und niemand von seinen Anverwandten hörte gern von ihm reden. Warum hat der Narr — hieß es — so eine arme gemeine Dirne genommen? es ist ihm schon recht; er ist nicht zu beklagen — Diese Vorwürfe kränkten den unglücklichen Mann am allermeisten, und brachten ihn einer Art von Verzweiflung nahe: Denn er war überzeugt, daß nicht seine Frau ihn, sondern er vielmehr sie, unglücklich gemacht habe.

Endlich stieg die Noth in seinem Hause so hoch, daß er oft keinen Bissen Brod wußte. Kein Mensch lieh ihm eines Hellers werth; und er mußte alle Tage befürchten, mit sammt seiner armen Familie zu verhungern. Der bejammernswürdige Mann fühlte sein Elend zu tief, als daß er denjenigen Muth hätte beybehalten können, der ihm doch zur

Erduldung desselben so nöthig war. Seine Seele verfiel endlich in jene düstre, von einer stillen Melancholie begleitete Gleichgultigkeit, welche den Unglücklichen so besonders eigen zu seyn pflegt. Er ergab sich einer wilden verzweiflungsvollen Lebensart; und um die Gegenstände seiner Zärtlichkeit, welche das Gefühl seiner Leiden bis zur äußersten Höhe trieben, nicht immer vor Augen zu haben, kam er oft ganze Tage nicht ins Haus. Er gewöhnte sich dabey den Trunk an, und das Wenige, was er etwa noch mit seiner Hände Arbeit verdiente, gieng größtentheils für Brandwein in der Schenke wieder drauf.

Niemand aber litt mehr darunter, als die unglückliche, trostlose Maria. Sie hatte ihre vier Kinder beynahe ganz allein zu erhalten; ihr Mann fieng an, sie gänzlich zu verlassen; sie arbeitete ganze Nächte; ertrug ihre Leiden mit der bewundernswürdigsten Größe der Seele; hungerte oft ganze Tage; aber dennoch war es unmöglich, und gieng weit über ihre Kräfte, ihre hülflosen Kinder nur vor dem Hunger zu schützen. Es kamen oft Stunden und Tage, wo sie nicht wußte,

wo

wo sie nur einen Bissen Brod hernehmen wollte.

Es war eine dieser unglückseligen Stunden, als ihre vier Kinder alle um sie herum nach Brod und Nahrung weinten, und schrien. Dieser Anblick drang ihr durch Mark und Bein: Denn sie konnte nicht helfen. Sie hatte keinen Bissen Brod, keinen Heller Geld, nicht das mindeste mehr zu verkaufen, und keine Seele, die ihr borgen wollte. Da sie von Natur überaus viel Zärtlichkeit und Liebe für ihre Kinder besaß; so gerieth sie über diese herbe Lage der unglückseligen Kleinen in die äußerste Verzweiflung. Was soll ich thun? dachte sie; und es fiel ihr ein, daß ihre Nachbarinn, die ihre Schulfreundinn und gute Bekanntinn war, vor einigen Tagen Geld in einer Erbschaft erhoben habe. In der Angst, worinn sie sich befand, — es war gegen Abend, — lief sie zu ihr hin, und bat sie, ihr einige Thaler, oder auch — nur einige Groschen zu leihen. Sie stellte der Frau ihr ganzes Elend vor, zerfloß fast in Thränen, und fiel ihr beynahe zu Fuße. Aber die hartherzige Kreatur schlug ihr auch den Pfennig ab, unter dem Vorwande, daß

ihr

ihr Mann nicht zu Hause sey, und daß sie ohne dessen Vorwissen kein Geld verleihen dürfe. Die arme Maria gerieth über diese Unbarmherzigkeit — vermuthlich das erstemal in ihrem Leben — in Zorn, und verließ die gewissenlose Freundinn, mit den bittersten Vorwürfen, und in dem erschrecklichsten Gemüthszustande. Itzt kamen ihr ihre Kinder wieder entgegen, und hofften nun, daß ihnen die getreue Mutter Brod bringen würde. Aber da sie keines brachte, sanken sie schreyend vor ihr nieder, und brachen in ein Weinen aus, das jenen unglücklichen Seelenzustand, in welchem auch der beste Mensch der gröbsten Verbrechen fähig werden kann, in Marien vollends ganz bewirkte. Das sah' sie ein, daß, wenn ihre Kinder nicht diesen Abend noch zu essen bekämen, sie den folgenden Tag nicht erlebten; sie stellte sich den grausamen Tod vor, für Hunger zu sterben; und bebte mit Schaudern davor zurück. Und doch war keine Rettung — keine Hülfe mehr da! — wie schrecklich! — wie entsetzlich! — Der Schmerz, der ihre Seele hinriß, beraubte sie aller Verstandskräfte und aller richtigen Besonnenheit. In der Hitze

der

der Verzweiflung verfiel sie auf den abscheulichsten Anschlag von der Welt —

„Was soll ich die armen Kinder eines so
„schmerzhaften Todes sterben sehen?

dachte sie,

„Auf! ich will sie auf einmal von dieser
„Marter erlösen —

und sie beschloß, erst ihre vier Kinder, und dann sich selbst zu ermorden, —

„Gott wird mir diese Sünde verzei-
„hen, —

dachte sie ferner,

„ob wir aus Hunger sterben, oder uns
„unsre Qual erleichtern, wie kann er dar-
„über zürnen?

und wirklich ergriff sie denn ein großes Messer, um diese abscheuliche That damit zu vollbringen. Schon fieng sie an, solches auf dem steinernen Fensterstocke zu wetzen, und balancirte nur noch, mit welchem von ihren vier Kindern sie den Anfang machen wollte? —

Indem sie aber bey dieser Beschäftigung zum Fenster hinausblickte, wurde sie gewahr, daß ihre unbarmherzige Nachbarinn sehr wohl angezogen ausgieng. Sie vermuthete,

daß

daß solche auf ein Ehrengelag gienge; und wirklich war auch es so. Die Nachbarinn schloß das Haus zu, und steckte den Schlüssel zu sich. Es war also niemand weiter bey ihr zu Hause. Schnell drang itzt ein Gedanke in Mariens Seele, der unfehlbar allein die armen Kinder von dem bevorstehenden grausamen Tode rettete, ob er gleich sonst die traurigsten Folgen für diese arme Familie nach sich zog.

„Wie wär 's?

dachte sie,

„wenn ich itzt hingienge, und dem un„barmherzigen Weibe das mit Gewalt „nähme, was sie mir in Güte nicht ge„ben wollte! — meine armen Kinder „dürften nicht sterben, und — ich will „es ihr wieder geben, wenn die Unterstü„tzung von meines Mannes Brüdern an„kommt.

Nur der Gedanke der Niederträchtigkeit, die ihr mit dem Diebstahl verbunden zu seyn schien, machte, daß sie noch einige Zeit wankte, welchen von beyden Entschlüssen sie ausführen sollte? Endlich behielt doch die Liebe zu ihren Kindern, in ihrer Seele, die

Ober-

Oberhand. Sie legte das bereits gewetzte Messer wieder nieder; und da es inzwischen völlig dunkel geworden war, so eilte sie, den vorgesetzten Diebstahl auszuführen.

Man konnte in der Nachbarinn Haus von hinten, wo es an Gemeiners Garten gränzte, durch ein Fensterloch, welches Maria just offen fand, sehr bequem, und ohne daß es jemand gewahr ward, hineinsteigen. Maria vollführte also ihren Diebstahl durch dieses Fensterloch mittelst einer Leiter. Sie fand die Kammerthür, und sogar die Lade der Nachbarinn offen. Anfänglich wollte sie ihr nur einige Thaler stehlen. Aber ihre Furcht, ertappt zu werden, war viel zu groß, und die Bewegungen ihrer Seele waren viel zu heftig, als daß sie das Packet mit Gelde, welches sie versiegelt in der Lade fand, erst hätte eröffnen können. In der Angst nahm sie das ganze Packet, ließ Lade und Thür offen stehen, und eilte, so schnell sie konnte, wieder herunter. So gar die Leiter, welche sie gebraucht hatte, ließ sie vor dem gedachten Fensterloch liegen.

So bald sie wieder in ihrer Stube war, nahm sie einige Groschen aus dem Packete,

worinn sich funfzig Thaler befanden, und holte Brod und Butter dafür. Das übrige Geld aber legte sie unter ihr Bettstroh. Die Kinder aßen mit vielem Appetit, und denn legten sie sich schlafen. Bisher war Maria viel zu sehr mit ihren lieben Kleinen beschäftiget gewesen, als daß sie die Größe des von ihr begangenen Verbrechens, und die Gefahr, entdeckt zu werden, recht hätte überdenken können. Sie war nur vergnügt, daß sie ihre Kinder vom Tode gerettet hatte. Aber itzt — als diese unschuldigen Kleinen da lagen, und schliefen, und alles still und ruhig um sie her war — trat auf einmal die ganze Abscheulichkeit ihrer Handlung, mit allen ihren Schrecknissen, und mit dem ganzen Gefolge der Gefahren, in welchen sie schwebte, vor ihre gekränkte Seele. Mit einem plötzlichen Ausbruch von Thränen gieng sie jammernd und händeringend in ihrem Zimmer auf und nieder, und bereute ihren Diebstahl. Bald gerieth sie auf den Einfall, der Nachbarinn das Geld heimlich wieder hinzuschaffen, bald hielt sie der Umstand, daß diese nun wieder nach Hause seyn mußte, davon zurück; bald seufzte sie ihren Mann herbey,

der diese unglückliche Nacht gar nicht nach Hause gekommen war, um nur jemanden ihr volles, gebeugtes, und gefoltertes Herz, ausschütten zu können. Endlich warf sie sich verzweiflungsvoll auf ihr elendes Lager, wo sie, mit den heftigsten Gemüthsbewegungen ringend, von den Gerichten gefunden wurde, welche, um Haussuchung zu thun, in ihre Stube traten, ehe sie sichs versehen hatte.

Die Nachbarinn hatte bey ihrer Nachhausekunft, aus der offenen Kammer und Ladenthür, sogleich auf den Diebstahl geschlossen. Und da sie denn wirklich ihr Paquet vermißte, und so gar die Leiter in dem beschriebenen Fensterloche fand; so gerieth sie sogleich auf den Verdacht, daß Maria ihre Diebinn seyn müsse, besonders, da diese kurz vorher, um Geld zu borgen, bey ihr gewesen war. Augenblicklich gieng sie zum Amtmann, zeigte ihren Verlust, und ihre Muthmaßungen an, und bat um Haussuchung, welches auch sogleich bewilliget wurde.

Als Maria den Actuarius mit den Gerichten in ihr Zimmer treten sah, stand sie von ihrem Lager auf, und sagte mit einer gewissen Ruhe, welche der sicherste Beweis war,

daß sie nur aus äußerster Noth ihr Verbrechen begangen hatte:

„Sie kommen gerade recht, meine Her„ren! hier ist das Geld, das ich meiner „Nachbarinn nahm, und hier sind die ar„men Kinder, um welcher willen ich es „that! —

Die Gerichten, welche Gemeiners als rechtschaffene Leute kannten, waren ganz erstaunt, als sie das gestohlne Geld bey unsrer Maria sahen. Die Nachbarinn kannte es sogleich; und der Verbrecherinn wurde also der Arrest angekündiget. Das hatte sie sich doch nicht vorgestellet, weil sie das entwendete Geld, nur bis auf einige Groschen, sogleich ersetzen konnte. Aber es half nichts. Die Gesetze — die hier gewiß grausamen Gesetze, wollten es. Als sie sich von ihren Kindern trennen mußte, — Gott! welch ein Mark und Bein durchdringender Auftritt war dieser! — Den Gerichtspersonen giengen die Augen über. — Der Actuarius entfernte sich, weil es ihm jammerte, ein so trauriges Opfer des menschlichen Elendes zu sehen; — selbst der Gerichtsfrohn ließ einige Zähren fallen, als er die arme Maria

endlich mit Gewalt von ihren Kindern wegziehen mußte. Die Kleinen schrien und weinten, klammerten sich an ihre Mutter an, und wollten sie durchaus nicht von sich lassen; — es war ein jammervolles Klagen und Weinen unter einander, worüber sich die Steine hätten erbarmen mögen.

„Gott schütze euch, ihr Lieben!

rufte das unglückliche Weib, als sie sich endlich bequemen mußte, dem unerbittlichen Scherchen zu folgen,

„Er erbarme sich eurer, wenn menschliche „Hülfe aufhört! —

Man brachte sie ins Gefängniß. — Einige Stunden lag sie dort, ohne alle Besinnung, und fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Nur die Frau des Amtsdieners, die ihr beystand, war ihre Retterinn; sonst brachte die Wuth des Schmerzes die unglückliche Mutter ums Leben.

Der Amtmann, der ein edler menschenfreundlicher Mann war, ließ die unglücklichen Kinder bey einer guten armen Wittwe unterbringen. Sie wurden auf öffentliche Kosten unterhalten; und sie befanden sich in

 der

der That viel besser als vorher bey ihren Eltern.

Gemeiner — bey welchem die Verzweiflung aufs äußerste gestiegen war, hatte diese schreckliche Nacht in einer benachbarten Dorfschenke zugebracht, wo er sich betrunken hatte, und nicht im Stande gewesen war, fortzugehen. Früh mit dem Tage erscholl der Ruf von dem Verbrechen, und der Gefangenschaft seiner Frau, sehr bald zu ihm. Er hörte zugleich, daß seine Kinder versorgt wären; und die Furcht, ebenfalls in Arrest gesetzt zu werden, bewegte ihn, die Flucht zu ergreifen. Er gieng bey der Garnison eines benachbarten kleinen Fürsten unter die Soldaten.

Inzwischen wurde wider Marien der Inquisitionsprozeß erhoben. Gleich bey der ersten Vernehmung gestand sie ihr Verbrechen ein. Zugleich entwarf sie aber auch von den traurigen Umständen, und von der dringenden Noth, welche sie dazu veranlasset hatten, ein so rührendes Gemälde; sie bezeigte so viel Reue über ihre strafbare Handlung, schilderte ihre Ehrlichkeit, und ihren sonstigen Abscheu, vor jeder niederträchtigen Hand-

lung mit so vieler Wahrheit ab, daß dem Amtmanne und denen Gerichten häufige Thränen in die Augen traten. Der Aktuarius konnte sich der Zähren so wenig enthalten, daß sie, beym Protocolliren, immer auf sein Papier tröpften. Die Registratur, welche er über ihre Aussage fertigte, war ein Meisterstück; und sie konnte als eine juristische Seltenheit gelten, weil sie das ausdrucksvollste Gemälde menschlichen Elendes enthielt.

Hierauf wurde der unglücklichen Verbrecherinn ein Sachwalter zugeordnet, welcher sie vertheidigen mußte. Der Amtmann wählte einen sehr redlichen Mann dazu, der zugleich der Sache gewachsen war, und in Vertheidigungsschriften vor allen andern excellirte. Man muß gestehen, keine Verbrecherinn ist wohl jemals mit mehrerer Wärme, mit mehrerem Eifer vertheidiget worden, als unsre Maria. Denn ihr Verbrechen vertheidigte sich selbst. Man durfte nur die Menschlichkeit auffordern, um zu beweisen, daß der Grad der Imputation desselben der allerkleinste sey. Aber ungeachtet dieser vortrefflichen Vertheidigung, und ungeachtet der vielen

Mühe, die sich der Amtmann gab, ihr völlig los zu helfen, wurde der armen Maria doch auf Lebenszeit die Zuchthausstrafe zuerkannt. Sie hörte dieses grausame Urtheil mit vieler Gelassenheit an, und sagte bloß die Worte:

„Der Wille der Vorsehung geschehe! ich „werde diese harte Strafe vielleicht nicht „erleben.

Und in der That sahe die unglückliche Frau mehr einer Leiche, als einem gesunden Menschen ähnlich. Ihr Gram und ihre Betrübniß hatten eine grausame Zerrüttung in ihrem Körper angerichtet; und ihre Gefangenschaft — wiewohl sie der menschenfreundliche Amtmann auf jede Weise milderte — hatte den schädlichsten Eindruck auf ihre Gesundheit gemacht. Wer sie in der Blüthe ihrer Schönheit gesehen hatte, und sie itzt als eine lebende Leiche betrachtete, dem mußte das Herz vor Jammer und Wehmuth brechen. —

Inzwischen appellirte doch ihr Sachwalter wider dieses harte Urtheil an die Gnade des Landesherrn, und kam mit einer der wehmüthigsten und rührendsten Bittschriften ein,

ein, die wohl jemals vor dem Thron des Fürsten niedergelegt worden waren. Die Vollstreckung des Urtheils verzog sich also noch ein Paar Monate.

Während dieser Zeit hörte Gemeiner von der schrecklichen Strafe, die seiner unglücklichen Frau bevorstand. Mit Entsetzen trat der Gedanke wieder vor seine Seele, daß es im Grunde niemand anders als er war, der Marien in diese Tiefe des Elendes gestürzt habe. Und — sie auf immer im Zuchthause zu wissen — dieß Weib, das ehedem der Gegenstand seiner unbegränztesten Zärtlichkeit gewesen war, für die er das Leben gelassen hätte — so tief gesunken zu sehen; wie hätte dieß nicht seine ganze Seele empören sollen? er liebte sie wirklich noch; — nur in einem gewissen Anfall von Verzweiflung hatte er sie verlassen; — er hatte äußerst niederträchtig und ruchlos an ihr gehandelt; wie hätte ihn dieses Bewußtseyn nicht auffordern sollen, alles noch zu ihrer Rettung zu thun, was er nur konnte? —

Er desertirte daher; kam nach Hause, und gieng gerade zum Amtmann, um Mariens Verbrechen auf sich zu nehmen, und

sie dadurch von der Strafe zu befreyen. Er gab vor, daß er eigentlich den Diebstahl selbst begangen, und sich sogleich aus dem Staube gemacht habe, um der Entdeckung und Bestrafung desselben zu entgehen. Seine Frau, sagte er, habe die Schuld dieses Diebstahls bloß aus Liebe zu ihm über sich genommen; aber sie sey unschuldig daran, und er könne es nicht länger ertragen, mit anzusehen, daß die Unschuld leiden müßte. Was war zu thun? er wußte die Sache sehr wahrscheinlich vorzutragen; es konnte wohl seyn, daß er den Diebstahl selbst verübt hatte: Denn es waren keine Zeugen da, und Mariens Inculpation gründete sich bloß auf ihr eigenes Bekänntniß. Gemeiner wurde also ebenfalls in Verhaft genommen, und die Untersuchung gieng von neuem an.

Bey der Vernehmung blieb er fest bey seiner eigenen Anschuldigung. Maria wurde mit ihm confrontiret; sie fiel beynahe in Ohnmacht, als sie an Gerichtsstelle geführt wurde, und daselbst ihren Mann vor sich sahe. Ihre Rührung und Bestürzung stieg aufs äußerste, da sie vernahm, daß dieser ihr Mann sich zum Thäter ihres Verbrechens

bekannt

bekannt habe. Weit war es aber von ihrer Großmuth entfernt, die Unschuld desselben zu brandmarken. Sie widersprach also seiner eigenen Beschuldigung, bestand schlechterdings bey ihrer ersten Aussage, und blieb unverrückt dabey stehen, daß niemand anders, als sie selbst, den Diebstahl begangen habe. Beyde Eheleute stritten nunmehr auf das heftigste gegen einander über eine Sache, wo es bey einem von beyden auf nichts geringers, als auf sein größtes Unglück, ankam. Beyde suchten sich eines Verbrechens schuldig zu machen, von welchem jedermann wünschte, daß es keines von beyden begangen haben möchte. Jedes gab sich die äusserste Mühe, das andre an Großmuth zu übertreffen. Es war ein rührender, herzensschütternder Auftritt, dieser Wettstreit. Dem Amtmann und seinen Gerichten giengen die Thränen über. Er gab sich alle mögliche Mühe, sie beyde auf einerley Aussage zu vereinigen. Aber vergebens. Gemeiner gieng nicht ab; er drang auf Mariens Loslassung, und wollte seine Strafe dulden. Zwar wurden einige Zeugen vernommen, welche beschworen, daß sie ihn, an jenem unglück-

lichen Abende, als der Diebstahl begangen worden war, in der benachbarten Schenke gesehen hätten. Aber zum Unglück wußten diese Leute die Stunde nicht genau anzugeben, zu welcher sie ihn in dieser Schenke wahrgenommen haben wollten. Dieß machte er sich denn zu Nutze, und gab vor, er wäre erst nachher in die Schenke gekommen, als die Handlung des Diebstahls schon vorüber gewesen sey. Alles, was sonst zu seiner Entschuldigung sich veroffenbarte, suchte er aus dem Wege zu räumen, nur um sich eine Schuld zuzuziehen, welche doch eigentlich seiner Frau gehörte.

Der Amtmann zeigte diese neuerlichen Umstände dem Landesherrn an, und es wurde ihm anbefohlen, noch einmal rechtlich darüber erkennen zu lassen. Die Urtheilsverfasser wußten ihrem Leibe keinen Rath, was sie in dieser äußerst sonderbaren Sache für ein Urtheil fällen sollten? Bald fielen sie darauf, das Weib wieder zu absolviren; bald wollten sie beyden Strafe zuerkennen. Endlich behielt doch die Meynung bey ihnen die Oberhand, daß die Anzeichen gegen die Frau stärker wären, als gegen den Mann. Es

blieb

blieb also bey dem ersten Urtheil; und Gemeiner wurde wider seinen Willen losgesprochen.

Er appellirte jedoch wider dieses Urtheil, und schützte hauptsächlich sein Gewissen vor, welches ihm nicht verstatte, seine Frau, um eines Verbrechens willen, bestraft zu sehen, dessen sie sich nicht schuldig gemacht, und das er selbst begangen habe. Sein Sachwalter gab sich alle mögliche Mühe, der Sache eine solche Wendung zu geben, daß der Verdacht des Verbrechens mehr auf des Mannes, als auf des Weibes Seite fiel. Auch resolvirte die Regierung nicht darinn, sondern stattete Bericht an das geheime Kabinet darüber ab. Diese seltsame Sache wurde also dem Landesherrn unmittelbar vorgetragen. Der edle Fürst hörte sie nicht ohne die größte Rührung an, er las selbst die Acten vom Anfang bis zum Ende durch; und er konnte sich oft der Thränen dabey nicht enthalten. Sein ganzes Mitleid wurde rege. Besonders machte die schreckliche Veranlassung zu diesem Verbrechen einen so tiefen Eindruck auf sein menschenfreundliches Herz, daß er die Bestrafung dieser unglücklichen Leute

für eine Tyranney ansah, welche seine große Seele verabscheute. Da er aber auch ein sehr gerechter Herr war, so stritten die Gerechtigkeit und das Mitleid lange mit einander in seinem Herzen. Endlich reduzirte das letztere die erstere, auf die ursprünglichen Begriffe vom Recht und Billigkeit, herab; und das Mitleiden trug den Sieg davon. Er beschloß, beyde zu begnadigen. —

Immittelst erschien endlich auch die Zeit, wo die Vorsehung die Rettung unsrer unglücklichen Familie beschlossen hatte. Denn ehe noch der Befehl zur Begnadigung der beyden Eheleute von dem Landesherrn an den Amtmann gelangte, kam auf der Post ein Brief an Gemeinern, worinn eine englische Banknote von zwey hundert Sterling lag. Dieser Brief war von seinem Bruder in Nordamerika; und kam gerade von Boston über Frankreich. Um unsern Lesern einen Begriff von der menschenfreundlichen Denkungsart des Mannes zu geben, der sich so thätig in Unterstützung seines armen Bruders erwies, wollen wir diesen Brief hier einrücken.

Boston den ***

Lieber Bruder,

„Gott gebe, daß dieser Brief dich und „die Deinigen noch lebend, gesund, und — „nach euren Umständen, auch glücklich an„treffen möge! — wie sehr bin ich durch die „Nachrichten von deinem Unglück gerührt „worden! eine Frau mit vier Kindern — „und nichts — gar nichts dazu — was „kann man sich Entsetzlicheres denken? — „Ach! warum hast du mir denn nicht eher „geschrieben? gleich, so bald dein Vermögen „verloren war? — und wartest erst so lan„ge, bis dir das Messer an der Kehle „steht? — gewiß, du kanntest deinen Bru„der schlecht. Ich eile, so viel ich kann, dir „beykommende Banknote zu senden. Gott „gebe, daß sie dir noch etwas helfen mö„ge! — du machst dir selber Vorwürfe, „daß du nichts Ordentliches gelernt habest, „dein Brod damit zu verdienen. Ganz un„recht magst du zwar wohl nicht haben. „Aber wozu nun diese Vorwürfe? geschehene „Dinge sind nicht zu ändern; und einen Un„glücklichen durch Vorwürfe noch mehr zu

„quä-

„quälen, ist grausam. Und — nun ein „Vorschlag! — was willst du länger in „Europa? — komm mit deiner Familie, so „bald du kannst, hieher! ich habe Brod und „Nahrung für euch alle. Ihr könnt über „Frankreich reisen. Der Banquier de la „Salle in Paris wird euch, auf meine Or- „dre, so viel Reisegeld auszahlen, als ihr „braucht. Ich erwarte euch also gewiß, „und bin

Dein

treuer Bruder

Karl Gemeiner.

Da unsre nun bald wieder glücklichen Eheleute noch im Arrest saßen; so nahm der Amtmann diesen Brief zu sich, und verwahrte ihn bis zur Entscheidung der Hauptsache. Jedoch schon den folgenden Posttag drauf kam das landesherrliche Rescript zur Begnadigung der beyden Verbrecher an.

Es war eine rührende herzergreifende Scene, als unsre beyden Eheleute, zitternd und bebend, an Amtsstelle kamen, und ihnen der Amtmann den Befehl zu ihrer Begnadi-

gung

gung vorlas. — Maria sank für Freude ohnmächtig in die Arme ihres Mannes, der selbst mehr einem Todten, als einem Lebenden ähnlich, alle Fassung verlor. So bald das unglückliche Weib wieder zu sich selbst gekommen war, stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen. Hier sank sie vor des Amtmanns Füße, faßte seine Hände, küßte sie millionenmal, und rief mit größter Bewegung aus:

„Ach! nehmen Sie meinen Dank an! —
„den Dank, den mein gebeugtes Herz dem
„Besten aller Fürsten weihet! — Sie
„stehen hier an seiner Statt! Ach! wie
„viel haben Sie auch für mich gethan! —
„ich Unglückselige! daß ich Ihnen dieß
„nie vergelten kann, als durch die Em-
„pfindungen meines ewig dankbaren Her-
„zens! —

Gemeiner vereinigte sich mit den Danksagungen seiner Frau. Auch er zerfloß fast in Thränen. Der menschenfreundliche Amtmann war selbst unaussprechlich gerührt. Er hob das arme Weib von der Erde auf, und ließ sie auf einen Stuhl setzen: denn sie hatte

nicht die Kraft mehr, auf ihren Füßen zu stehen.

„Ich wünsche euch Glück, ihr guten Leute, „zu eurer Begnadigung,

sagte der Amtmann,

„was ich für euch gethan habe, war die „Pflicht eines Richters. — Aber itzt „faßt euch! ich habe euch noch mehr Angenehmes zu sagen, damit ihr der plötz„lichen Freude nicht unterlieget!

Hier hielt er innen, und ließ den beyden Eheleuten Zeit, ihre Kräfte wieder zu sammlen. Dann fuhr er fort:

„Unser gnädigster Herr hat euch zwar von „aller Strafe frey gesprochen; aber ihr „sollt doch die Unkosten eures Prozesses be„zahlen. Was ich dabey verdient hätte, „und was ich auf eure Kinder verwendet „habe; dieß schenke ich euch. Nur meine „baaren Auslagen werdet ihr mir erstat„ten, und damit auch dieses in eurem „Vermögen stehet; so habe ich euch hier „noch etwas zu überreichen.

Damit gab er Gemeinern den Brief seines Bruders hin, in welchem die Banknote von zweyhundert Pfund eingeschlossen war. Mit einem

einem freudigen Zittern erbrach er ihn, und — unbeschreiblich war seine Gemüthsbewegung, als er nun das Ende seines Elends auf einmal so klar vor Augen sah. Die edle Maria erfuhr kaum ihr neues Glück, als sie voll Wärme ausrief:

„Nein! Herr Amtmann! Sie sollen nichts „bey uns einbüßen. Ein Arbeiter ist sei„nes Lohns werth: und — wie wenig „wäre das auch noch oben drein, was Ih„nen schon von Gott und Rechts wegen ge„bührt, gegen die vielen Bemühungen, die „Sie für uns gehabt haben! —

„Meine Pflichten lasse ich mir nicht „bezahlen, liebe Frau!

antwortete der Amtmann,

„es bleibt bey meinem Entschluß, und „wenn ihr mich nicht beleidigen wollt, so „redet mir weiter kein Wort drein!

Bey diesen Worten machte er selbst die Thür auf, und führte Gemeiners Kinder herein, die er ausdrücklich dazu hatte kommen lassen.

„Hier!

sagte er,

„gebe ich euch auch eure Kinder wieder! ich „denke, ich habe sie gut in Acht genommen.

Das war nun wieder ein entzückender Auftritt für jede menschenfreundliche Seele. Im Taumel ihrer kindischen Freude flogen diese Kleinen, die überaus munter und gesund aussahen, in die ausgebreiteten Arme ihrer geliebten Eltern. Es war ein unaussprechliches Wonnegefühl, das die Herzen dieser guten Leute in dieser seligen Stunde berauschte. Sie konnten gar nicht fertig werden, die lieben Kinder zu küssen und zu liebkosen.

„Gott hat alles wohl gemacht!
sagte Maria,

„laßt uns ihn auf unsern Knien danken!
und sie fiel nieder mit ihrem Manne und mit ihren Kindern, und betete ein Dankgebet zu dem Alliebenden, das Seele und Leben durchdrang. —

Im berauschenden Genuß der großen irdischen Freuden — derjenigen Freuden, die uns Menschenliebe und edle Handlungen gewähren, stand der vortreffliche Amtmann da, mit gen Himmel gehobenen Augen, und sprach: da Maria ihr Gebet geendiget hatte:

„Gott segne euch! er mache euch glücklich!
„und bewahre eure Herzen vor den Verir-
„rungen der Menschheit!

„Das

„Das wolle Gott thun! Amen!
sagte Maria, und sie stand auf, fühlte ihre Kinder in die Arme des Amtmanns, welcher sie küßte und ihnen alles Gute wünschte. —

Alsdenn endigte sich diese rührende, der Menschheit würdige Scene; Gemeiner zog wieder in sein kleines Haus ein; Freude und Ruhe theilten ihnen ihre wohlthätigen Einflüsse wieder mit, und stellten die Gesundheit der guten Maria völlig wieder her. Sie wurde wieder ganz das schöne reizende Weib, das ehedem die Bewunderung aller Männer auf sich gezogen hatte.

Nachdem sich nun unsre Familie völlig wieder erholt hatte, faßte sie den Entschluß, sich zu ihrem menschenfreundlichen Bruder nach Nordamerika zu begeben. Sie reisten im Frühjahr nach Frankreich ab. Dort setzten sie sich auf ein französisches Schiff, und kamen, außer einigen kleinen Zufällen, die eine Seereise immer zu begleiten pflegen, glücklich in Boston an.

Der Amerikaner empfieng sie mit unaussprechlicher Freude, und segnete sein Geschick, daß ihm die Vorsehung Gelegenheit gegeben hatte, einen Theil seines Reichthums zur Er-

haltung einer unglücklichen Familie anzuwenden. Er gab seinem Bruder ein schönes Haus auf dem Lande ein, und schenkte ihm einige ansehnliche Plantagen. Gemeiner, der nunmehr von seinem Hange zu einem unbeschäftigten Leben völlig geheilt war, wurde dann ein sehr fleißiger Pflanzer und Handelsmann. Seine geliebte Maria stand ihm treulich bey. Und nun lebt diese einst so unglückliche Familie in einem Lande, wo Freyheit und Menschlichkeit aus Europa hingeflohen ist, im Schooße der Ruhe und des Wohlstandes, unter einem ehrlichen biedern Volke, das groß genug dachte, die Ketten der Sclaverey abzuwerfen, und sich in die ersten Rechte der Menschheit zu versetzen.

Die
Braut im Tode.

Vierte Scene.

Dich, seliger Geist des unsterblichen Richardsons! rufe ich an, bey Eröffnung dieser Scene, in welcher die Liebe trauren, und die Menschheit blutige Thränen weinen wird! — Du, unnachahmlicher Schöpfer der erhabensten Werke, — du großer Kenner der Natur — ihrer Schönheiten und ihrer Schrecknisse; — du bewundernswürdiger Zeichner menschlicher Seelen, und menschlicher Schicksale! — du allein würdest der Schilderung einer Scene gewachsen seyn, wovor mir Ohnmächtigen die Haut schauert! — Dennoch wage ich dieses kühne Unternehmen, und — o! möchte ich's nur einigermaßen vollbringen! — Nur zu lebhaft von meiner Schwachheit überzeugt, blick' ich auf zu dir, erhabenster Menschenkenner, und harre deiner wohlthätigen Begeisterung entgegen. O! — versag' mir sie

 nicht!

nicht! — daß ich nicht beschämt herab sinke in die Tiefe der Schande, worein mich mein mißlungener Versuch stürzen würde.

Und so folge mir denn, lieber Leser! — vergieb mir aber, wenn mein Gemälde deiner Erwartung nicht ganz entspricht! wenn mein unvollendeter Geist dir keine völlige Genugthuung gewährt! —

Eine liebenswürdige Seele, von der Tugend genährt, und von der Sittsamkeit erzogen, wohnte in einem der schönsten Körper, welche die Natur und die Liebe jemals zur Bewunderung der Welt gebildet hat. Clementine von B. hieß das junge Fräulein, welche der Schöpfer mit jener schönen Seele, und diesem vortrefflichen Körper beseliget hatte. Ich zeichne euch kein Ideal, liebe Leser! wenn ich sie euch hier im Detail schildere; meine Farben athmen Wahrheit und Leben. Auch die reichste Phantasie des Dichters würde das Gemälde nicht erreichen, das uns Mutter Natur hier in Clementinen sehen ließ. Als sich gegenwärtige Geschichte mit ihr zutrug, hatte sie eben ihr siebzehntes Jahr zurückgeleget. Sie hatte gerade die rechte Länge, um für eine Schönheit weder

zu groß, noch zu klein zu seyn. Wenn sie im Frühlinge auf jungen Blumen der Natur einher gieng, schienen sich diese Blumen zu freuen, ihre schönste Gespielinn unter sich wandeln zu sehen. Das Veilchen blickte schmachtend nach ihrem blauen Auge empor, und wünschte sich den Glanz und das milde Feuer, das diese seine Nebenbuhler belebte. Die Lilie schämte sich ihrer Weiße, und die Malve ihrer edlen Stellung, wenn sie Clementinen sahen. Die stolze Rose glaubte sich abgebrochen, und auf ihre Wangen versetzt. Die süßduftende Nelke beneidete sie um den Ambrageruch ihres Mundes. Die wegen ihrer feinen braunen Schattirung von Kennern bewunderte Tulpe schien sich vor Scham unter ihre Nachbarn zu verstecken, wenn Clementine sich ihr mit ihrem schönen dunkelbraunen Haar näherte. — Und doch war diese bewundernswürdige Schöne die Herablassung und die Demuth selbst. Wenn sie auf dem Landgut ihrer Mutter die armen Landleute besuchte, und auf das freundlichste mit den jungen Bäurinnen, oder mit ehrwürdigen Greisen sprach; so freute sich alles um sie her des vortrefflichen Mädchens,

und jedes Herz wallte ihr entgegen. Reiner und frömmer, als ihre Seele, war kein Seraph, und keuscher, als sie, konnte der lieblichste Zephyr nicht seyn. Sanft und mitleidig war sie, wie die Mutter des Heilandes, als sie ihren göttlichen Sohn am Kreuze sterben sah. Ihre Sprache war die lieblichste Sphärenmusik, und die Nachtigall schwieg, wenn Clementine ein Liedchen von Liebe und Tugend sang. Aber warm und zärtlich hieng sich ihre menschenfreundliche offene Seele an den, welchen sie einmal liebte. Sie hatte ein überaus zartes und reizbares Nervensystem. Jede widrige Begegnung erschütterte sie durch und durch. Beym Tode ihres Vaters war sie noch ein Kind von acht Jahren; aber der Schreck darüber zog ihr eine so gefährliche Krankheit zu, daß jedermann an ihrem Aufkommen zweifelte. So hatte die Natur in ihr eine jener weichen gefühlvollen Seelen gebildet, die bey dem Tode eines Wurms zittern, und die, unfähig zu Ertragung menschlicher Leiden, jeder Sturm des Schicksals auf immer darnieder schmettert.

Eine ehrwürdige, edeldenkende Dame war die Mutter unsrer reizenden Clementine.

Mit

Mit dieser ihrer einzigen Tochter lebte sie auf ihrem Landgute, drey Stunden von Berlin. In die Residenz kam sie selten: denn sie haßte das Getümmel der Städte, und liebte die stille Ruhe des friedlichen Landlebens. Clementine war in ihrem Leben kaum dreymal in Berlin gewesen. Unbekannt mit den verführerischen Sitten dieser wollüstigen Stadt, hatten eben diese Sitten ihr Herz und ihre Tugend noch nicht verdorben; und ihre Mutter hütete dieses Kleinod ihrer Liebe sorgfältig vor den Räubereyen jener gewissenlosen Verführer, welche die Schätze der Unschuld plündern, um ihren zügellosen Lüsten zu huldigen.

Auch hatte Frau von B., außer dieser liebenswürdigen Tochter, noch einen Sohn, der als Regierungsrath bey dem königlichen Tribunal zu Berlin stand. Ein junger Mann, dessen edler Karakter und Tugenden einer Mutter und Schwester, wie er hatte, vollkommen würdig waren. —

In einer gewissen Gesellschaft lernte dieser junge von B. einen gewissen Grafen von P. kennen, der Offizier unter einem Infanterieregimente war, das zu Berlin in Garnison

nison stand. Beyder Herzen fanden sich sogleich zusammen, ihre Gesinnungen und Grundsätze sympathisirten mit einander, und sie wurden bald die engsten und vertrautesten Freunde.

Dieser Graf P. stand in dem blühenden Alter von zwey und zwanzig Jahren. Er war sehr reich, besaß schöne Güter, und — da seine Eltern nicht mehr lebten, so war er Herr seines Vermögens. Ob er sich gleich anfänglich dem Studieren ergeben, und drey Jahr zu Halle die Rechte studiert hätte; so wählte er doch aus Neigung nachdem den Soldatenstand. Der König liebte ihn noch um seines Vaters willen, welcher sich in eben diesem Stande, als General, um das Haus Preußen sehr verdient gemacht hatte. Unser Graf war ein bildschöner Mann. Lang und schlank war seine Statur, wie eine junge Tanne. Er hatte dunkelbraunes Haar, braune Augen, und eine anziehende, edle Gesichtsbildung. Munterkeit und Jugendkraft blühten auf seinen Wangen, und strahlten aus seinen Augen. In seiner knapp ansitzenden blauen Uniform mit silbernen Schleifen, alabasterweißen Weste und Beinkleidern, und

seinen schwarzen Kamaschen — wie reizend sah' er dann aus? — Aber nicht nur schön war dieser junge Kriegsmann, sondern auch liebenswürdig und einnehmend im höchsten Grade. Edle Seelen sympathisirten mit ihm, und seine Sanftmuth bezauberte aller Herzen. Voll warmer Vaterlandsliebe, und voll glühender Anhänglichkeit an seinen König, besaß er jene Heldenseele, die oft die Mutter von der Nachwelt bewunderter Thaten ist. Er war tugendhaft in jeder Betrachtung. Obgleich die Liebe eine seiner heftigsten Leidenschaften war, so verfiel er doch nie in diejenigen Ausschweifungen, welche man mit Unrecht der Liebe zuzuschreiben pflegt, und welche die Rechtschaffenheit und die Erbarkeit verbieten. Kurz, er besaß in allen Dingen die edelsten Grundsätze, und verband sie mit den wärmsten Empfindungen des Herzens.

Dieser junge Mann fühlte nun freylich auch das Bedürfniß, zu lieben, in seinem Herzen so wohl, als in seinem Blute. Seine Grundsätze erlaubten ihm nicht, dem Beyspiel seiner Kameraden zu folgen, und seine Bedürfnisse durch die, unter ihnen gewöhnlichen,

lichen, Galanterien zu befriedigen. Er entschloß sich also, je eher, je lieber zu heirathen; und da er ein ansehnliches Vermögen besaß, so waren, in Ansehung der Erlaubniß darzu, keine Schwierigkeiten zu befürchten. Er suchte eine Person nach seinem Herzen. Ihn kümmerte es nicht, sie mochte arm, oder reich, von vornehmen, oder geringem Stande seyn.

In dieser Gemüthsverfassung befand sich unser Graf, als er mit dem Regierungsrath von B. bekannt wurde. Letzterer erzählte ihm zwar oft von seiner Mutter und von seiner Schwester. Aber der Graf war damals eben mit zwey Schönheiten in Berlin beschäftiget, unter welchen ihm die Wahl nicht wenig schwer wurde; und daher kam es, daß er anfänglich auf die Schwester seines Freundes gar nicht fiel. Beyde Frauenzimmer trachteten unserm Grafen nach. Vielleicht liebten sie ihn auch wohl beyde: aber sein ansehnliches Vermögen, sein Rang und seine schöne Person, mochten ihm vielleicht mehr ihre Liebe erworben haben, als sein Herz. Dieß wußte der Graf wohl; und er fühlte es ganz, daß keine von beyden nach

seinem Herzen sey. Denn er hatte sich die heut zu Tage sehr seltsame Grille in den Kopf gesetzt, seine Hand nur einem solchen Frauenzimmer zu schenken, von welcher er überzeugt seyn könne, daß sie ihn bloß um seines Herzens willen liebe. So nach balancirte er lange zwischen den besagten beyden Frauenzimmern, und er hatte noch keinen Entschluß fassen können, als sich seine Freundschaft mit dem Regierungsrath entspann.

Itzt befand er sich einsmals bey diesem seinem Freunde, als letzterer ihn, von ungefähr, allein im Zimmer ließ, indem er eines dringenden Geschäfts halber nothwendig ausgehen mußte. Der Graf wollte sich inzwischen die Zeit mit Lesung eines guten Buchs vertreiben, und suchte zu dem Ende nach einem, auf seines Freundes Schreibepulte, wo deren eine ganze Menge lagen. Hier fiel ihm ein aufgeschlagener Brief in die Augen, der überaus rein und zierlich geschrieben war, mit der Unterschrift: Clementine von B. Er war also von der Schwester seines Freundes. Ob er gleich sonst die Lesung andrer Leute Schriften als eine Niederträchtigkeit ansah, so trieb ihn doch eine gewisse ganz unwider-

stehliche Neugierde, diesen Brief zu lesen, so sehr dazu an, daß er sich dessen unmöglich enthalten konnte. Ein unbekanntes, aber sanftes, wonnereiches Gefühl durchdrang sein Herz, als er unter andern folgende Zeilen las.

„Ich weiß nicht, lieber Bruder! wie mir „itzt so sonderbar ums Herz ist! Eine „gewisse bange Sehnsucht nach etwas, „das ich nicht kenne, hat meine ganze „Seele eingenommen. Unbekannte schwer„müthige Gefühle schleichen wie ein Gift „durch meine Adern. Es ist mir oft so „weh, und doch auch so wohl dabey. Oft „stehen mir Thränen in den Augen, und „ich weiß nicht, warum ich weine. Es „ist mir am liebsten, wenn ich allein bin. „Im Schatten unsrer grünen Linden ist „mir's noch nicht einsam und düster ge„nug. Ich gehe in den Wald, werfe „mich in die dicksten Gebüsche, und sitze „da und weine. Philomele singt mir oft „ein trauriges Grabelied, und der sanft „rieselnde Bach murmelt mir schwermü„thige Empfindungen zu. Ich träume „oft, eine mir unbekannte Gestalt zu se-

„hen,

„hen, die mich küssend in ihre Arme schließt,
„und mich denn von einer jähen Felsen-
„höhe herabstürzt. Oft aber bin ich auch
„wieder so heiter, daß ich allen Menschen,
„die mir begegnen, um den Hals fliegen
„möchte. Ich tanze und springe im Hause
„umher, und trällere lauter schwäbische
„Tänze. So treib' ichs wieder eine Weile
„hin. Dann breite ich meine Arme aus,
„und will etwas umfassen. Aber ich um-
„arme einen Schatten; und das verdrießt,
„kränkt mich. Mein Herz möchte sich gern
„an etwas anschließen, möchte gern sym-
„pathisiren mit irgend einer theilnehmen-
„den Seele; aber wen ich kenne, der
„kommt mir kalt und unausstehlich vor.
„Lieber Bruder! sag mir, was das ist?
„ich war ja sonst nicht so. Warum hab'
„ich mich denn so auf einmal geän-
„dert? — ich denke oft darüber nach,
„was mir wohl seyn möchte? und grüble
„manchmal in meinem eignen Herzen.
„Aber vergebens! ich kann's nicht ergrün-
„den. Doch — eins ist mir manchmal
„eingefallen. Ich habe oft von einer hef-
„tigen Leidenschaft gehört und gelesen, die

„man Liebe nennt. Sollte sich wohl
„diese Leidenschaft meiner bemächtiget ha-
„ben? — aber wie unglücklich wär' ich
„dann? — denn die Liebe soll eine häß-
„liche tyrannische Leidenschaft seyn. Ach!
„meine ganze Seele bebt davor zurück.
„Was fang' ich an, Bruder, daß ich mich
„rette? — rathe mir! denn ich bin ein
„schwaches, unerfahrnes Mädchen. —
Kaum hatte der Graf diese Zeilen gelesen, so stiegen seine Empfindungen zu einer so heftigen Rührung, daß ihm Thränen in die Augen traten. Er fühlte gewisse sympathetische Züge für das Fräulein in seinem Herzen, die ihm viel Aehnlichkeit mit dem Gemüthszustande dieses Frauenzimmers zu haben schienen. Ha! dachte er, das muß ein warmes, gefühlvolles Mädchen seyn! sie fühlt die ersten Aufwallungen der Liebe in ihrem Herzen: welche Seligkeit am Busen eines so warm- und tiefempfindenden Mädchens dem Gott der Liebe zu huldigen! — und sie muß eine schöne Seele besitzen — das zeigt jedes Wort ihres Briefs. Sollte sie vielleicht die Gefährtinn meines Lebens seyn, die mir die Vorsehung bestimmt hat, — der wahre,

einzige, würdige Gegenstand meiner Zärtlichkeit? — Ja! ich fühle es tief in meiner Seele, daß ich anfange, das Mädchen zu lieben, ob ich sie gleich nie gesehen habe. —

Mit diesen und andern ähnlichen Gedanken gieng der Graf wohl über eine halbe Stunde um, bis der Entschluß, um Clementinen zu werben, sich seines Herzens bemächtigte. Er wußte aus den Erzählungen ihres Bruders, daß sie sehr schön sey, sein Freund hatte ihm oft ihre vortrefflichen Seeleneigenschaften gerühmt; — itzt fiel ihm dieß alles sehr lebhaft ein, und es machte seinen Entschluß unwiderruflich.

Allein der Graf — an seinem Vorsatze, kein andres Frauenzimmer zu lieben, als die ihn um seines Herzens willen heirathe, fest hangend, gerieth auf einen sehr sonderbaren Einfall, wie er um Clementinens Hand werben wolle. Er nahm sich vor, zu versuchen, ob ihn das Fräulein würde lieben können, ohne ihn gesehen zu haben, und ohne Wissenschaft von seinem Stande, seiner Person und seinem Vermögen, zu besitzen. Und diesen Plan führte er denn also aus: er setzte sich

sich auf der Stelle hin an seines Freundes Schreibeschrank, und schrieb folgenden Brief an sie:

„Gnädiges Fräulein,

„Ich habe nie die Ehre gehabt, sie „zu sehen; aber ein unwiderstehlicher Zug „meines Herzens fesselt mich an das Ih„rige. Ich liebe Sie. Ja! Sie sind „das Ideal aller Vollkommenheiten in mei„nen Augen; und Ihr Besitz die höchste „Stufe meiner Glückseligkeit. Seltsam „ist es freylich, von einem Manne, den „Sie nie gesehen haben, dessen Person und „Stand Sie nicht kennen, eine Liebeser„klärung zu bekommen. Aber ich habe „von Personen gehört, die sich liebten, „ohne einander gesehen zu haben. Lassen „Sie sehen, ob dieser Fall auch bey uns „eintrete! Geben Sie auf Ihr Herz Ach„tung, ob es für den Mann spricht, der „Ihnen diesen Brief schreibt! — forschen „Sie nach, ob die Sympathie Ihrer Seele „mit der meinigen da ist? — dann ist es „gewiß, daß Sie Liebe für mich empfin-

den;

„den; und dann sollen Sie mich weiter
„kennen lernen, als

Ihren

treuen Verehrer.

Der Graf hatte eben diesen Brief zusammen gelegt, und gesiegelt, als der Regierungsrath herein trat.

„Bruder!

sagte der erstere,

„du wirst mir eine Bitte gewähren! —

B. „Sehr gern; wenn ich kann.

Gr. „Du kannst es. Hier! diesen Brief „sollst du mir an deine Schwester be„stellen.

B. „An meine Schwester?

G. „Ja! es ist eine Liebeserklärung.

B. „Was? — wie soll ich das ver„stehen?

G. „Hm! über die Frage! — ich will „sie heirathen.

B. „Meine Schwester? —

G. „Ja! ja! deine Schwester.

B. „Du kennst sie ja nicht.

G. „O! ich kenne sie vollkommen.

 B. „Noch

B. „Noch weniger weiß sie von dir.

G. „Ihr Herz muß für mich sprechen: „und dann soll sie mich kennen lernen.

B. „Sonderbar! sehr sonderbar! aber „wie bist du denn so schnell auf diesen Einfall „gerathen?

G. „Auf die natürlichste Weise von der „Welt. Mein Herz sagt mir, daß sie die „einzige sey, die mich um mein selbst willen „lieben würde; und daß ich so eine Frau su„che, das weißt du? Ich liebe sie; was „braucht man mehr, um glücklich zu seyn?

B. „Ich erstaune.

G. „Das hast du nicht nöthig. Die „Sache ist ganz natürlich.

B. „Aber — du hast mir ja doch nie „ein Wort noch davon gesagt.

G. „Wie konnt' ich? — eben hab' ich „mich erst dazu entschlossen.

B. „Nun! wenn's denn seyn soll; so „freue ich mich darüber, und biete dir meine „Vermittelung an.

G. „Die brauch ich nicht. Ich danke „dir für deinen guten Willen. Nur diesen „Brief bestelle mir. Für das Uebrige laß „mich selbst sorgen.

B. „Du

B. „Du bist ein wunderlicher Mensch. „Meine Schwester wird doch Wissenschaft von „deinen Umständen haben wollen.

G. „Das soll sie gerade nicht.

B. „Nun! so muß sie dich doch sehen.

G. „Auch das nicht.

B. „Aber mein Gott! wie soll sie dich „denn lieben können?

G. „Eine sonderbare Frage. Aus Sym„pathie soll sie mich lieben.

B. „Du bist ein Schwärmer.

G. „Halb und halb! ich läugne es „nicht. Noch mehr: ich habe mich in mei„nem Briefe gar nicht genennt, und ich bitte „auch dich, ihr meinen Namen zu verschwei„gen.

B. „Und davon versprichst du dir einen „guten Erfolg?

G. „Den besten von der Welt.

B. „Zu dieser Ueberzeugung gehört viel.

G. „Wahr! aber mein Herz sagt mir „auch viel.

B. „Nun! bey Gott! entweder die Vor„sehung ist hier im Spiel, oder du hast Phan„tasien.

G. „Vielleicht ist beydes.

B. „Willst du Antwort auf den Brief.

G. „Natürlicher Weise.

B. „Soll ich sie drum bitten?

G. „Wenn du willst so gut seyn.

B. „Nun! der Himmel gebe sein Gedei„hen dazu! —

Die Wahrheit zu sagen, so konnte dem Regierungsrath nichts Angenehmeres begegnen, als eine Parthie zwischen seiner Schwester und dem Grafen. Denn wenn er auch seine Freundschaft gegen diesen jungen Mann nicht dabey in Anschlag brachte, so war doch so viel gewiß, daß, in Rücksicht äußerer Umstände, das Glück seiner Schwester durch die Hand des Grafen völlig gemacht war. Er säumte daher keinen Augenblick, den Wünschen seines Freundes zu entsprechen. Und ob ihm gleich die Art und Weise, wie dieser seine Anwerbung thun wollte, etwas seltsam vorkam, so hielt er es doch für desto billiger, den Grillen seines Freundes hierinnen nachzugeben, da er allemal der Mann zu seyn hoffen konnte, der dem Werk eine andere Richtung zu geben im Stande war, wenn es auf diese Weise nicht gieng. Dem zu Folge ließ er denn den Brief des Grafen,

sen, an seine Schwester, ohne Anstand abgehen.

Die schöne Clementine erschrack in der That nicht wenig über diese seltsame Liebeserklärung eines ihr so ganz unbekannten Mannes. Da aber der Brief durch die Hände ihres Bruders kam, so konnte sie sich wohl vorstellen, daß dieser sonderbare Liebhaber ein Mann von Stande seyn müsse. Dann fieng sie an, ihr Herz zu untersuchen, und wirklich fand sie einige Regungen darinnen, welche sie für diejenige Sympathie zu halten geneigt war, die der Unbekannte zum Grunde ihrer Liebe annehmen wollte. Anfänglich gab ihr wohl ihre jungfräuliche Schüchternheit viele Zweifel ein, ob sie ihre Empfindungen einem Manne gestehen sollte, der vielleicht redlich seyn, vielleicht sie aber auch täuschen konnte. Lange kämpfte sie mit diesen Zweifeln, und schlug sich mit allerhand bangen Besorgnissen herum. Endlich behielten aber doch die sympathetischen Regungen ihres Herzens über die Einwürfe ihrer Vernunft die Oberhand; sie schrieb folgenden Brief an den Unbekannten, und schickte ihn ihrem Bruder zur Bestellung zu:

„Mein Herr!

„Sie mögen seyn, wer Sie wollen, so „scheinen Sie doch ein Mann zu seyn, der „einiges Recht hat, auf die Hand eines „Frauenzimmers vom Stande Anspruch zu „machen. Ihre Liebeserklärung an mich „ist sehr seltsam, das werden Sie selbst „nicht läugnen. Aber mein Herz sagt mir, „daß Sie es aufrichtig mit mir meynen. „Ich habe die Empfindungen untersucht, „die mir Ihr Brief eingeflößt hat; und „ich glaube, etwas zu fühlen, was in „meinem Herzen für Sie spricht. Ist „Ihnen dieses Bekenntniß hinlänglich, sich „mir in Ihrer wahren Gestalt zu zeigen, so „werden Sie mir vielleicht Gelegenheit ge„ben können, uns näher kennen zu lernen,

Ihre

ergebene Dienerinn

Clementine von B.

So kalt dieser Brief aussah, wie er denn auch den Umständen nach nicht anders seyn konnte, so entsprach doch sein Inhalt

halt den Wünschen des Grafen völlig. Clementinens Neigung zu ihm setzte ihn völlig ins Feuer. Von Freude und seliger Erwartung berauscht fiel er seinem Freunde um den Hals, und sagte:

„Sie ist mein, der Engel, deine Schwe„ster! endlich hab' ich sie gefunden, das „Weib meiner Seele.

Nun bot ihm der Regierungsrath seine völligen Dienste weiter an, und brachte in Vorschlag, daß er ihn nunmehr bey seiner Mutter und Schwester selbst einführen wolle.

„Nein!

versetzte der Graf,

„ich muß mein Glück völlig mir selbst zu „verdanken haben. Laß es mich allein „machen! und menge dich nun weiter in „nichts!

Er ergriff sogleich seine Maaßregeln, zog seine Uniform aus, kleidete sich in einen Reisehabit, und ritt mit seinem Bedienten auf das Dorf, wo das Landgut der Frau von B. war. Mit Fleiß richtete er es so ein, daß er Abends im Dunkeln daselbst ankam. Hier kehrte er im Gasthofe ein, gab sich für einen reisenden Cavallier aus, der aus Sachsen

komme,

komme, und wollte Nachtquartier nehmen. Das Quartier war, wie er zum Voraus gesehen hatte, so schlecht, daß er nicht einmal ein Bette bekommen konnte. Er fragte, was hier für eine Herrschaft sey? man lobte sie ihm sehr; besonders huldigte jedermann dem Ruhme des jungen Fräuleins.

„Ich werde mich auf dem Hofe melden „lassen,

sagte er; und man versicherte ihm die beste Aufnahme. Er schickte seinen Bedienten hin, und ließ als ein reisender Cavallier aus Sachsen um ein Nachtquartier bitten, weil dergleichen im Gasthofe nicht zu bekommen sey. Die Antwort entsprach seiner Erwartung: man würde sichs zur Ehre und zum Vergnügen anrechnen. —

Der Graf sah' also Clementinen — und — er hatte nie etwas Vollkommneres gesehen. Ihr Anblick setzte ihn ganz außer Fassung. Viel fehlte nicht, er fiel ihr um den Hals, und wiederholte seine Liebeserklärung auf der Stelle. Sie empfieng ihn mit der Huld eines Engels, und ihre ersten Worte übertrafen in seinen Ohren an Wohlklang die Zaubertöne einer Mara, und einer Niklas.

Die

Die Mutter dieses vortrefflichen Mädchens sah' er kaum; so bemächtigte sich auch ihre sanfte holdselige Miene, ihr edles offenes Betragen seines ganzen Herzens. Clementine ahndete zwar nichts weniger, als daß dieser Fremde ihr unbekannter Liebhaber sey. Aber dennoch flüsterte ihr eine gewisse leise Empfindung des Herzens den Gedanken und den Wunsch zu, daß ihr Liebhaber ein so vollkommener Mann, wie dieser schöne Sachse, seyn möge. Denn das vortheilhafte Ansehen des Grafen fiel ihr in der That nicht wenig in die Augen; seine Artigkeit nahm Mutter und Tochter für sich ein; und seine edlen Grundsätze, die sich in allen seinen Reden von selbst äußerten, gewannen ihm beyder Herzen vollkommen.

Der Abend gieng hin, ohne daß sich der Graf nur das mindeste von seiner Absicht merken ließ. Den Morgen darauf bezeigte er ein Verlangen, die vortrefflichen Gärten der Frau von B. zu besehen. Sein Wunsch gieng in Erfüllung; Clementine erhielt den Auftrag von ihrer Mutter, dem Grafen die Gegend zu zeigen, und ihn in die Gärten zu führen. Er nahm sie an den Arm, und —

o! wie selig fühlte er sich schon in dieser Lage, wie bebte sein Herz dem Engel entgegen, dessen Busen so nah an dem seinigen schlug! — er konnt' es kaum erwarten, zu ihren Füßen zu sinken, und die Empfindungen seiner glühenden Liebe ausbrechen zu lassen. Eine gute halbe Stunde giengen sie umher, ohne daß der Graf sich entdeckte. Clementine war heiter, wie der Morgen, und ihr Auge glänzte von Ruhe der Seele, wie die aufgehende Sonne; die ganze Natur schien sich in ihrer holden Miene zu spiegeln; und der Garten, worinn sie giengen, hatte das Ansehen eines geheiligten Hains, worinn eine Göttinn wohnte. —

Alles dieß sah und empfand der Graf in seiner ganzen Größe und Schönheit. Still gieng er neben seiner Geliebten her, trank den Wonnekelch der Liebe mit berauschenden Zügen aus, und schwelgte im Genuß der Vorstellungen, daß nunmehr die Zeit vorhanden sey, wo er diesen Engel an sein Herz drücken könne. Noch unterhielt ihn Clementine mit allerhand Erzählungen, wie sie sich an den Freuden der schönen Natur zu ergötzen pflege, und manchen schönen Abend

hier

hier in diesen Gärten, mit heiligen Betrachtungen über sich selbst, und über die Reize des menschlichen Lebens, zubringe, als sie sich einer schönen schattigten Laube näherten.

Hier bat sie der Graf, sich bey ihm nieder zu setzen. Er behielt ihre schöne weiche Hand in der seinigen, trank einen Himmel von Seligkeit aus ihren sanften lächelnden Augen, und sagte:

„Ich muß Sie etwas fragen, gnädiges „Fräulein! kennen Sie mich nicht?

Diese Frage drang Clementinen durchs Herz. Sie fieng an, dasjenige zu ahnden, was ihr ein leiser Wunsch ihrer Seele schon lange zugeflüstert hatte. Mit einiger Bestürzung, welche das Colorit ihrer schönen Wangen um ein Großes erhöhte, antwortete sie:

„als einen Mann von edlem Herzen kenne „ich Sie seit gestern. Sonst nicht!

Gr. „Und doch — sollt' ich meynen — „müßten Sie mehr von mir wissen.

Cl. „Es könnte seyn; aber nein! — „gesehen hab' ich Sie sonst nie.

Gr. „Ganz gewiß nie; meine Gnädige! „Aber doch — erinnern Sie sich nicht einer „gewissen Begebenheit — die —

Cl. „O! ja wohl! — sollten Sie? —
„aber nein! kommen Sie nicht itzt aus
„Sachsen?

Gr. „Nicht daher? von Berlin kom-
„me ich.

Cl. „Von Berlin?

Das schöne Fräulein fieng an zu zittern; ihre Hand bebte; eine Thräne drang ihr aus den Augen; eine unbeschreibliche süße Empfindung bemächtigte sich ihrer Seele, voll wonnereicher Erwartung war sie ganz, als der Graf ein Papier hervor zog, und sagte:

„Ja! von Berlin! mein Fräulein! ich
„bin der Mann, an welchen Sie diesen
„Brief geschrieben haben.

„Ach Gott!

versetzte Clementine, und die Gefühle ihrer Seele raubten ihr die Sprache; sie sank in die Arme des Grafen; ein Blick ihrer Augen sagte ihm, daß sie auf ewig die seinige sey.

„Lieben Sie mich, schönste Clementine?

fragte er mit der feurigsten Empfindung des Herzens,

„Ach Gott! wenn's Verbrechen wäre, Sie
„zu lieben,

antwortete das Fräulein,

„wie

„wie unglücklich wär' ich dann! — —
„um dieser Liebe willen — sagen Sie
„mir: wer sind Sie?

„Der Graf P.

sagte er, da er nunmehro der Liebe des Fräuleins gewiß war,

„Offizier im Dienst unsres Königs und —
„ewig Ihr treuer Verehrer, der Ihnen
„hier sein Herz und seine Güter, die be-
„trächtlich sind, zu Füßen legt.

Clementine war für Erstaunen und Liebe ausser sich. Ihre ganze Seele schmolz in die Seele ihres Geliebten über; er schloß das himmlische Mädchen in seine Arme, drückte sie fest an seinen Busen, küßte ihre Wange und ihre Stirn, zog einen Ring hervor, und sagte:

„Wollen Sie die Gefährtinn meines Lebens
„werden, meine Auserwählte?

„Ach ja! wenn meine Mutter will,

versetzte sie,

„ich hatte noch nie geliebt; aber wenn
„das unbeschreibliche Entzücken, das ich
„itzt empfinde, die Liebe ist, ach! wie se-
„lig werde ich dann an Ihrem Herzen
„seyn!

Der Graf steckte ihr den Ring an, und sie versiegelten ihren Bund, mit dem Eide der Treue, unter den Augen Gottes, und mit der glühendsten Umarmung. Dann giengen sie zu ihrer Mutter zurück, und baten um ihre Einwilligung, und um ihren Segen. Die gute Dame wurde von dem Glück ihrer Tochter zu sehr überrascht, als daß sie ihre Standhaftigkeit hätte behalten können. Sie kannte die Familie des Grafen genau; und er hatte ihr nicht so bald seinen Namen gesagt, als sie für Freude und Erstaunen beynahe in Ohnmacht fiel.

Denselben Tag noch wurde auch der Regierungsrath geholt; und dann wiederholte man, in seinem Beyseyn, die feyerliche Verlobung unsrer beyden Liebenden noch einmal. Ein glücklicheres Paar, als der Graf und Clementine waren, konnt' es wirklich kaum geben. Bey ihnen vereinigte sich alles, ihre gegenseitige Liebe täglich mehr zu erhöhen: denn ein jedes von ihnen besaß in der That so viel Vollkommenheiten, daß sie einander immer mehr bewundern mußten, je vielfältiger sich die Gelegenheiten zeigten, diese Vollkommenheiten an einander zu entdecken. An

Cle-

Clementinens Besitz hieng der Himmel des Grafen, und sie kannte keine größere Seligkeit, als am Busen ihres Geliebten zu liegen, und die Gluth ihrer Liebe in seinen Umarmungen zu löschen. Beyde harrten mit Verlangen dem Zeitpunkte entgegen, wo des Priesters Segen den Bund ihrer Herzen bekräftigen sollte. Zwar wurde dieser ihr Vermählungstag so bald als möglich angesetzet; gewisse Familienumstände aber ließen es doch nicht eher, als nach einigen Monaten, zu. Diese Zwischenzeit war für die beyden Liebenden ein Jahrhundert, welches sie sich nur durch süße Träume der Zukunft, und durch Vorstellungen der Glückseligkeiten ihrer künftigen Ehe, verkürzen konnten.

Ein Paar, das so ganz für einander gemacht war; wer hätte ihm nicht die schönste Erfüllung ihrer Wünsche gönnen wollen? — und wessen Herz muß nicht in Jammer zerrinnen, wenn er sich vorstellet, daß es noch möglich sey, diese glücklichen Liebenden wieder zu trennen? — wir nähern uns hier demjenigen Theil unsrer Geschichte, wo wir in Versuchung gerathen werden, an der Güte jedes Herzens zu zweifeln, dessen Besitzer un-

sern Liebenden keine Thräne des Mitleids weihet, wenn er ihre Geschichte lesen wird!

Schon nahte die Zeit heran, in welcher der Priester ihre Hände in einander legen, und den Segen Gottes über sie sprechen sollte. Nur ein Tag war noch dazwischen; und sie sollte erscheinen, diese große selige Stunde — die Zeuginn einer Verherrlichung der Liebe, welche sich unsern Liebenden im Glanze der schönsten Morgenröthe darstellte. Alles war schon vorbereitet. Auf dem Landgute der Frau von B. sollte die Trauung vor sich gehen. Der Bräutigam hatte schon alle Anstalten zu seiner morgenden Abreise getroffen. Der Gedanke von der nahen Erfüllung seiner letzten und besten Wünsche erheiterte seine ganze Seele; er fühlte den Vorschmack himmlischer Freuden der Liebe in seinem Herzen. Die schöne liebenswürdige Clementine schwebte im Taumel der Wonnegefühle, die ihr ganzes Wesen berauschten, dahin, und wandelte, wie in Zaubergefilden der Gottheit, einem Elysium zu, das ihr Seligkeiten der Auserwählten zuwinkte. So glänzte ihr alles im rosenfarbnen Lichte, und einer wohlthätigen Gottheit gleich umstrahlte sie schon

die

die Pracht des glücklichen Tages, der sie auf ewig mit ihrem Grafen vereinigen sollte.

Aber ach! — was sind die Aussichten der Menschheit? — lachende Träume der Zukunft, aus welchen uns der Donnerknall eines nahen Gewitters erweckt; — Strahlen der Morgenröthe, — plötzlich von Blitz und Regen schwangern Wolken verfinstert. So auch hier. — Die Herzen der Großen der Erde hatten sich entzweyt; die Fackel der Zwietracht leuchtete Krieg; die furchtbare Bellona dürstete nach Blut und Tod; Maximilian Josephs Hintritt wetzte die mörderischen Schwerter, und befeuerte die Donner der Fürsten; — der bayrische Successionskrieg brach aus. —

Den Tag vor unsers Grafen Hochzeittage bekam die ganze königliche Armee plötzlich Ordre zum Aufbruch nach Schlesien. Binnen 24 Stunden sollten die Regimenter schon auf dem Marsche seyn. Unser Bräutigam wurde anfänglich wie vom Donner gerührt, als diese Ordre erschien; — statt der süßen Melodien der Liebe sollt' er die schmetternde Kriegstrompete und die rasselnde Trommel des Feldzugs hören; — statt der

entzückenden Umarmungen seiner holden Geliebten sollt' er sein Leben im Kampfe mit einem furchtbaren Feinde aufs Spiel setzen; — wie schrecklich! wie fürchterlich! — er war in einer entsetzlichen Lage. Aber bald überwand auch seine Heldenseele die weichen Empfindungen der Liebe; hinauf schwung sich sein Geist zu jener schwindelnden Höhe des Muths, der seinen Herrn und König beseelte. Das Gefühl der Ehre erwachte in seiner Brust; und das Heldenblut seiner Ahnen durchwallte seine Adern. Er ertrug also sein widriges Schicksal mit dem Muthe eines Mannes, der am größten, unter den mörderischen Streichen des Unglücks, sich auch über Tod und Grab erheben kann.

Dennoch behauptete auch die Liebe ihre Rechte in ihm. Seine Verbindung bis nach Ende des Kriegs auszusetzen, widerstand seiner ganzen Seele. Die Gefühle seines Herzens machten ihn zu einer Unternehmung reif, wodurch er seiner Geliebten ein Schicksal zuzog, welchem sie vielleicht entgangen seyn würde, wenn er fähig gewesen wäre, die Sache der Liebe auf einige Zeit der Wuth des Kriegs aufzuopfern. Aber er wollte beyden

Leidenschaften — der Ehre und der Liebe, genug thun; und dieses Verlangen gab ihm folgenden Brief ein, den er noch am Tage des Aufbruchs an seine Geliebte schrieb.

„Meine Clementine!

„Biete alle Kräfte deiner Seele auf, „eine Nachricht mit Standhaftigkeit zu „vernehmen, die mich als einen Mann bey„nahe darnieder geschmettert hätte! Denke „daran, daß du deine Hand einem Sol„daten giebst, dessen Beruf Kampf und „Tod für sein Vaterland ist! unterwirf „dich diesem unvermeidlichen Schicksal, „und zittre nicht! Ruhm und Ehre winkt „mir; und mein König befiehlt mir, für „ihn zu fechten. Ich muß in Krieg. „In einigen Stunden sind wir schon auf „dem Marsche nach Schlesien. Unsre „Verbindung kann also morgen nicht vor „sich gehen. Wahr! — es ist grau„sam — schrecklich! — unsre glänzen„den Hoffnungen bläst die Kriegstrompete „hinweg; und der Pulverdampf wird un„sre Liebe in Staub verhüllen. Ach! — „hätt' ich dich doch nur noch einmal se-

„hen, nur noch einmal umarmen sollen,
„eh' ich die blutige Bahn des Ruhms be-
„trete! O! Clementine! — Clemen-
„tine! — werde ich dich je wieder se-
„hen? — werde ich diese blühenden Lip-
„pen, die mir so oft die Empfindungen
„des zärtlichsten Herzens bekannten, noch
„einmal wieder berühren? — diesen war-
„men treuen Busen, der vortrefflichsten
„Erdtochter, noch einmal an den meinigen
„drücken können? — Doch ja! das
„werde ich. Dem Krieg und Kampfe zum
„Trotze werde ich ich mich mit dir ver-
„mählen; und mitten unter Kanonendon-
„nern, und auf Feldern voll Blut und
„Leichen, will ich Hymens Fest mit dir
„feyern, und den berauschenden Wonne-
„kelch der Liebe mit dir bis auf die Hefen
„austrinken. Höre meinen Vorschlag! —
„Muth dazu wird dir die Liebe geben; und
„die Hoffnung ihrer Freuden wird deinen
„Entschluß beflügeln. Brich auf! und
„komm' mir nach! auf dem ersten, dem
„besten Dorfe — oder im ersten Nacht-
„quartier, wo du mich einholst, soll uns
„der Feldprediger — vielleicht unter

„freyem

„freyem Himmel, verbinden, und in mei„nem Zelte wollen wir die Brautnacht „feyern. Willst du das? — dein Bru„der mag dich begleiten. O! komm' Cle„mentine! komm! — ich kann unmög„lich ohne deinen Kuß vor den Feind tre„ten. Schlag' mir diese Bitte nicht ab! — „ich harre mit Sehnsucht auf dich. — „Doch die Trommel wird schon zum Auf„bruch gerührt — ich muß fort; — Leb' „wohl, göttliche Seele! — leb' wohl! — „komm' bald nach!

Dein

getreuer

P.

Kaum war dieser Brief gesiegelt, und der Bote damit abgefertiget, so brach das Regiment auf, und der Graf hatte Berlin schon über eine Stunde verlassen, ehe seine Geliebte die schreckliche Nachricht erhielt, daß ihr Hochzeittag dem Getümmel des Kriegs weichen müsse. Zwar erscholl das Gerücht von der Ordre zum Ausmarsch der Regimenter gar bald, und noch eher, als sie den Brief

ihres Geliebten erhielt, bis zu ihren Ohren. Aber sie schmeichelte sich mit der angenehmen Hoffnung, ihr Geliebter würde vielleicht Erlaubniß bekommen, noch einen Tag zurück zu bleiben. Obgleich die nahe Trennung von ihm, und die Furcht vor seinem Leben, das im Kriege auf dem Spiel stand, ihre ganze Seele durchbebte; so richtete sie doch die Hoffnung, ihn noch einmal zu sehen, um das Fest ihrer Liebe vorher noch mit ihm zu feyern, ein so weit wieder auf, daß sie sich fassen, und die Gefühle der Wehmuth mässigen konnte, die ihr empfindsames Herz ängstigten. Itzt bestand in dieser Hoffnung die Seele ihres Lebens — itzt schmeichelte sie ihr alle Stunden mit der Ankunft ihres Geliebten und itzt — sank sie dahin, diese wonnereiche Hoffnung — in ein erschreckliches Nichts, als, anstatt des Grafen, sein Brief bey ihr ankam. — Nur der trostreiche Zuspruch ihrer vortrefflichen Mutter bewahrte sie vor jener Zerrüttung der Seele, die ein so gewaltsam entrissener Strahl der Hoffnung in uns Menschen hervorbringt. Hinsank sie vor Schreck und Jammer, und

lange

lange brachte sie zu, ehe sie sich nur einigermaßen wieder erholen konnte.

Doch kam sie dießmal bald wieder zu sich selber: denn — noch war ja nicht alle Hoffnung verschwunden; — die Erfüllung ihrer Wünsche war ihr ja noch nicht geraubt; ihre Verbindung war ja noch nicht aufgehoben; sie durfte ja nur die Bitte ihres Geliebten erfüllen; und auch der leiseste Seufzer ihres Herzens floß in die Seele ihres Geliebten über. Diese Gedanken beruhigten sie, und beflügelten ihren Entschluß, dem Grafen nachzureisen. Ihre Mutter und ihr Bruder widersetzten sich zwar anfänglich diesem ihrem Vorsatze; und wirklich war auch die Ausführung desselben in mancher Rücksicht gefährlich. Aber dem Strome der Liebe Dämme vorsetzen zu wollen, hieße die Natur bestürmen, die allemal siegt, und immer ihre Rechte zu behaupten weiß. Vergebens bestritt man Clementinen ihre Reise; sie war schlechterdings nicht davon abzubringen. Acht Tage nach dem Ausmarsche der Armee machte sie sich auf den Weg nach Schlesien, und ihre Mutter und ihr Bruder begleiteten sie.

Es

Es war zum Bewundern; mit welcher unermüdeten Geduld und Standhaftigkeit Clementine die Beschwerlichkeiten dieser Reise ertrug. Die brandenburgischen Sandgegenden, die öftere große Hitze, der Staub, den der Ostwind oft wie Wolken empor trieb; — alles dieß achtete sie nicht, um nur ihren Geliebten zu ereilen, und hätte sie auch darunter erliegen sollen. Aber niemand hatte sie schöner gesehen, als sie auf dieser Reise war; ihr Bruder sagte selbst, sie sey ihm niemals reizender, niemals anziehender vorgekommen, als dazumal. Die Bewegung der Reise erhöhte die muntere Farbe ihrer Wangen; dem Glanz ihrer Augen entstrahlte die große Hoffnung ihrer Seele, ihren Geliebten zu umarmen; Freude und Entzücken bezeichneten ihre Blicke; alles war Huld, alles Grazie an ihr. So vollendeten sie ihre Reise unter lauter Empfindungen des Vergnügens, und erreichten die Armee, welche schon in Schlesien vor dem Feind stand.

Es war frühmorgens, als sie der Stadt Herstädt nahe kamen, worinn das Regiment lag, unter welchem sich der Graf P. befand. Nun stiegen die wonnevollen Erwartungen

des

des Fräuleins, diesen ihren Geliebten bald an ihr Herz zu drücken, aufs höchste; die Sehnsucht der Liebe schmolz ihre warme empfindsame Seele in dem einzigen Gedanken zusammen, daß sie nun bald das Ziel ihrer feurigsten Wünsche erreichet habe; vor Freude fieng sie an zu zittern, als sie die Thürme der Stadt gewahr wurde.

„O! Gott sey Dank.

rufte sie aus, da sie die Stadt vor sich liegen sah,

„nun sind wir da, nun werde ich ihn haben, den Geliebten meiner Seele. Sagen Sie mir, liebe Mutter! bin ich nicht „glücklich?

Fr. v. B. „Noch nicht ganz, liebes Mädchen! man muß sich niemals zu früh auf „eine Sache freuen. Menschliche Aussichten „sind oft sehr betrüglich.

Cl. „O! verbittern Sie mir doch meine „Freude nicht durch solche kalte Zweifel! — „mein Glück ist ja vollkommen — ich werde „ja meinen Grafen umarmen.

Fr. v. B. „Oft gränzt an dem Augenblick des Glücks der Augenblick des Unglücks, meine Tochter! ich sage dieß nicht,

„dir

„dir deine frohen Hoffnungen zu rauben.
„Nur zu deiner Warnung gebe ich dir auf
„folgende Zeiten die Lehre, daß du dich von
„glücklichen Vorfällen deines Lebens nicht so
„sehr berauschen lässest, um auch das Un-
„glück ertragen zu können, das uns die Vor-
„sehung mit eben so vieler Weisheit beschie-
„den hat, als sie uns glückliche Tage schenkt.
„In unsrer Welt sind wir immer dem Wech-
„sel des Schicksals unterworfen. Auf Freude
„folgt Leid, und auf Traurigkeit wieder
„Freude. Wohl dem, der im Glück nicht
„übermüthig, und im Unglück nicht verzagt
„wird! In diesen Wechsel mußt du dich
„finden lernen, Clementine! denn du lebst
„in der Welt. Itzt wirst du deinen Bräuti-
„gam wieder finden; du bist eine glückliche
„Braut: denn du wirst am Busen eines
„Mannes sinken, den du liebst, und der dei-
„ner Liebe werth ist. Aber — bald kann
„ihn eine feindliche Kugel von deiner Seite
„reißen; du kannst vielleicht eine unglückliche
„Frau werden; und wenn dir denn dieses
„Schicksal begegnete, und du hättest dich
„nicht darauf vorbereitet, wie würde das
„deine Seele darnieder schmettern! Darum
„lerne

„lerne Weisheit, meine Tochter! und laß „dich von deinem Glück nicht zu sehr berau„schen! es möchten dich Tage der Leiden über„eilen.

Clementinen rührten diese Erinnerungen im Innersten ihrer Seele. Aber das Maaß ihrer frohen Hoffnungen war zu voll, als daß sie sich hätte vorstellen können, ihr Glück würde irgend einen heftigen Stoß bekommen. Sie war einmal zur Freude gestimmt. Ganz betäubt von diesen Empfindungen konnte sie nur ein schrecklicher Blitzstrahl daraus erwecken.

Indem sie sich noch mit ihrer Mutter und ihrem Bruder darüber besprach, ließ sich von weitem, hinter der Stadt herkommend, ein ziemlich starkes Schießen vernehmen. Unsre Reisenden erschracken anfänglich darüber, weil sie befürchteten, im Getümmel eines Ueberfalls in die Hände der Feinde zu fallen. Doch fuhren sie fort, weil das Schießen bald wieder nachließ. Und als eben eine Husarenpatrouille kam, und ihnen berichtete, daß es nur ein kleiner Scharmützel gewesen sey, und die Kaiserlichen schon wieder zurück getrieben wären, so trugen sie weiter kein

Bedenken, in die Stadt zu fahren. Clementinen hatte zwar dieser Vorfall ein wenig bestürzt; aber das Verlangen, ihren Geliebten bald zu umarmen, befreyte sie bald wieder von ihrer Furcht.

Itzt kamen sie in die Stadt. Indem sie nun durch eine etwas schmale Gasse hinfuhren, begegnete ihnen ein Kommando Soldaten, die ganz langsam aufmarschirt kamen. Unsre Reisenden mußten mit ihrem Wagen Halte machen, um die Soldaten vorbey zu lassen.

Clementine sah zum Schlage hinaus, um die Soldaten zu betrachten; — sie waren vom Regimente ihres Geliebten. Aber wie erschrack das tief empfindende Fräulein, als sie gewahr ward, daß einige von dem Kommando einen verwundeten Offizier in ihren Armen trugen! — Dieser Anblick rührte ihr zartes weiches Herz so heftig, daß sie mit einem Ach, Gott! der arme Offizier! — im Wagen zurück sank, und ihre Augen mit einem Tuche bedeckte, um keine Zeuginn eines so betrübten Gegenstandes zu seyn. Ein Strom von Thränen floß ihre Wangen herab,

und

und einige angstvolle Gefühle bestürmten ihr Herz.

Unvorsichtiger Weise fragte der Regierungsrath einen eben vorbey marschirenden Unteroffizier, wer der verwundete Offizier sey, den man mit einem Mantel bedeckt hatte?

„Mein braver Lieutenant, der Graf P. antwortete der Mann mit einer Rührung, die ihm Thränen auspreßte,

„Herr Jesus im Himmel!

schrie Clementine, welche die Worte des Unteroffiziers gehört, und vorher auch nicht von weitem geahndet hatte, daß dieser verwundete Offizier ihr Geliebter seyn könne, und — Sinn und Gefühl schwand ihr hin — sie fiel wie todt in die Arme ihrer Mutter! —

Wer es kann, der denke sich die entsetzliche Lage unsrer Reisenden, die grausame Bestürzung, worein sie verfielen, den namenlosen Schreck, der ihre Herzen durchbohrte, und ihre Gebeine durchtrümmerte. Ich fühle mich zu schwach dazu, dieß Gemälde zu wagen, das eines Meisters würdig wäre, wenn anders nicht jeder gefühlvolle Maler der Seelen-

len-Empfindungen selbst zu sehr von einem so jammervollen Gegenstande hingerissen würde, um die Kunst seines Pinsels in Ausübung bringen zu können. —

Ein Kommando kaiserlicher Husaren und Kroaten, die auf Fouragirung ausgeschickt waren, hatten sich der Stadt genähert. Es wird Lärm; die Vorposten werden angegriffen; der Graf P., von Heldenmuth beseelt, und brennend vom Verlangen, sich hervor zu thun, wirft sich gleich zum Anführer eines Trupps Freywilliger auf, die dem Feind entgegen gehen, um ihn zurück zu treiben. Nahe bey der Stadt kommt es zum Gefecht. Der Graf schwingt sich mit Ungestüm vor seinem Trupp voraus, und stürzt sich mit Wuth in die Feinde. Im Pulverdampf verhüllt, und von einem Kugelregen empfangen, fällt er als ein unglückliches Schlachtopfer seiner Hitze darnieder; er bekommt einige gefährliche Wunden, und wird von seinen Kammeraden, welche den Feind bald zurück treiben, halb todt aus dem Gefecht getragen.

Die arme Clementine! fast entseelt vor Schreck lag sie nun da in den Armen ihrer nicht weniger aufs äußerste bestürzten Mutter.

ter. Der Regierungsrath durch und durch erschüttert von diesem eben so unerwarteten, als höchst unglücklichem Vorfall, überließ Clementinen der Sorgfalt seiner Mutter, und stürzte sich aus dem Wagen, dem verwundeten Grafen in sein Quartier nachzufolgen. Man brachte ihn ins Bette, und verband seine Wunden, die höchst gefährlich und tödlich waren. Der Wundarzt versicherte, er könne keine halbe Stunde mehr leben. Seinen Freund erkannte er den Augenblick, wie er hinein zu ihm trat, und aus seiner Erscheinung muthmaßte er mit Schrecken die Ankunft seiner Geliebten. Dieser Gedanke setzte den unglücklichen Sterbenden in die verzweiflungsvollste Lage. Der Regierungsrath stürzte in seine Arme,

„Ach! mein armer P.!

schrie er, und benetzte sein schon todtenblasses Gesicht mit den wehmuthsvollsten Thränen der Freundschaft.

„Ach! Clementine!

seufzete der Graf, und er konnte nichts weiter reden. Schon schwebte der Engel des Todes über seinem Haupte, und begann seinen schreckbaren Streich. Einige Offiziers

 stan-

standen da, und weinten um den Fall ihres braven Kammeraden; der Regierungsrath konnte sich nicht fassen vor Schmerz. Hin sank er auf einen Feldstuhl in düsterer Betäubung, und unterlag den Qualen dieser traurigen Scene.

Jtzt trat Clementine herein — an der Hand ihrer Mutter. — Gott! welch' ein Anblick! — welch' ein grausamer Wechsel ihres Schicksals! — welch' ein schrecklicher Hinsturz ihrer glänzenden Hoffnungen! — welch' eine traurige Täuschung! — vor einer Stunde noch umgaukelten die glückliche Braut die seligen Träume einer mit Wonne bekrönten Liebe, und — noch trunken von diesen zärtlichen Vorstellungen führt sie die Vorsehung an einen Abgrund, der auf einmal alle ihre Freuden verschlang. Statt ihren Geliebten am Altar der Liebe zu umarmen, hatte der menschenverderbende Krieg die Fittige des Todes über ihn verbreitet; — ein offenes Grab ward seine — und wer weiß wie bald? — auch ihre Brautkammer. Der Schmerz des Fräuleins — als sie nun den Mann ihrer Seele — in seinem Blute, und mit Todesschweiß überzogen — da liegen

sah,

sah, war entsetzlich; — er übersteigt alle Beschreibung. —

Sie stürzte sich hin — auf sein Lager, schlang ihre Arme um seinen Hals; — fest auf seine kalten Lippen waren die ihrigen geheftet. Man mußte sie mit Gewalt von ihm wegziehen; sie hätt' ihn sonst mit ihren Küssen erstickt. Dann sank sie neben ihn auf einen Stuhl, in düstrer schrecklicher Betäubung; mit ihrem Kopfe neben ihm auf dem Hauptküssen liegend, und seine schon halb erstarrte Hand unaufhörlich an ihren Mund drückend. Nur ein Wort zu sprechen vermochte sie nicht; auch keine Thränen flossen aus ihren Augen; ihr Busen schlug heftig, und die gewaltsamen Empfindungen ihrer Seele versetzten ihr fast den Athem; ihr Zustand war der entsetzlichste, der je einen Menschen betraf.

Itzt sah sie der Graf mit einem wehmüthigen sterbenden Blick an; seine starren Augen standen voll Thränen:

„Ach, Clementine! —

rufte er mit gebrochener Stimme aus. Er wollte weiter reden, aber er konnte nicht, seine Zunge war ihm schon gelähmt, der Tod

stand im Begriff, seinen Streich zu vollenden; ein neuer Thränenstrom war die Fortsetzung seiner Rede. Aber die Worte:

„Ach, Clementine!

und der rührende gebrochene Ton seiner Stimme durchbohrten die Seele seiner Geliebten mit einem so überaus heftigen Schmerz, daß sie augenblicklich ihren Verstand verlor, welchen sie auch nie wieder bekam.

„Nein!

schrie sie itzt, indem sie die Hand des sterbenden Grafen fahren ließ, und mit Heftigkeit aufsprang,

„Nein! ich kann dich nicht überleben!

und sie ergriff den Degen ihres Geliebten, der am Bette hieng, zog ihn schnell heraus; und schon stand die Spitze desselben an ihrer Brust, um sich damit zu durchbohren, als zum Glück noch zwey Offiziers hinzu sprangen, und ihr solchen aus den Händen wanden. Ihre Mutter faßte sie in ihre Arme, und hielt sie fest; denn sie wollte sich durchaus

aus von ihrem schrecklichen Vorsatze nicht abbringen lassen.

Nun machte der sterbende Graf eine Bewegung mit der Hand, wodurch er zu erkennen gab, daß man das Fräulein näher zu ihm bringen solle. Ihr Bruder und ihre Mutter führten sie noch einmal an sein Bette; denn vor Entkräftung war sie fast nicht mehr im Stande, einen Fuß fort zu setzen. Mit starr auf den Grafen gehefteten Blicken, auf den Arm ihrer Mutter gelehnt, stand sie vor ihm; er ergriff ihre Hand, drückte sie einigemal, strengte alle seine noch übrigen Kräfte zum Reden an, und noch vermochte er, mit einem tiefen Seufzer, die wenigen Worte hervor zu bringen:

„Lebe, meine Clementine! zum Trost unserer Mutter!

Dann hob er seine Augen in die Höhe, behielt die Hand seiner Geliebten noch fest in der seinigen, murmelte ganz schwach die Worte:

„Gott! nimm mich zu — Gnaden — „auf! —

und den Augenblick verließ seine Seele die sterbliche Hülle — worinn sie nur zwey und zwanzig Jahr gewohnt hatte. Ein Engel Gottes nahm sie auf, und begleitete sie an den Ort ihrer Ruhe, bis zur ewigen Vollendung der Gerechten. Denn der Verblichene war ein frommer, tugendhafter junger Mann gewesen. —

Man mußte Clementinens Hand aus der Hand des Leichnams heraus brechen, so fest hatt' er sie auch im Tode noch umfaßt. Eine allgemeine Stille begann. Die Frau von B. mußte das Fräulein, die nach den Worten:

„O! mein Bräutigam!

in Ohnmacht fiel, über eine halbe Stunde in Armen behalten, eh' ihre Lebensgeister sich wieder sammleten. Der Regierungsrath sank hin in eine stille düstre Betäubung. Die Offiziers, welche zugegen waren, traten jeder, voll Schmerz und Jammer, bey Seite, und weinten ihrem unglücklichen Kammeraden bange Thränen der Freundschaft und des Mitleidens. Zwey Gemeine bedeckten den Leichnam des vollendeten Jünglings mit einem

Man-

Mantel, drückten einander mit Thränen in Augen die Hände, und setzten sich ehrfurchtsvoll zu seinen Füßen.

Diese Scene des Jammers vollendete der Obrist des Regiments, ein alter, in blutigen Feldern ergrauter Krieger, der in diesem Augenblick herein trat, seinen gefallenen Untergebenen noch einmal zu sehen. Aber er war schon hinüber geschlummert.

„Friede sey über dem Schatten des jungen „Helden!

sagte der alte Krieger,

„er war einer meiner besten Offiziere — „er war ein Christ.

Der mannfeste Obrist hatte in vielen Jahren, seit dem Tode seines Sohnes, der bey Zorndorf blieb, keine Thränen vergossen. Aber hier dachte er wieder an seinen eigenen Verlust; und dieß machte, daß ein Zährenstrom aus seinen Augen drang, und seine braunen runzlichten Wangen herab floß. Er führte die Frau von B. aus dem Todtenzimmer, und brachte sie in sein Quartier, wo er ihr eine

Woh-

Wohnung einräumte; das Fräulein mußte man halb todt, und von allen Sinnen gekommen, in einer Sänfte nachtragen. Zwey Unteroffiziers trugen sie; der Regierungsrath und einige Offiziere giengen mit gesenkten Häuptern neben her, und begleiteten die unglückliche Schöne.

Den Tag drauf wurde der verblichene Graf mit militairischen Ehrenbezeugungen begraben. Der General befand sich selbst dabey, und kommandirte die Salven. Clementine wollte mit Gewalt dem Begräbniß beywohnen; man ließ es ihr aber nicht zu. Sie kam zwar ein wenig wieder zu sich selber, aber ihr Verstand war gänzlich dahin; — sie verfiel so gar oft in Rasereyen, die nicht nur ihre Seele zerrütteten, sondern auch ihren Körper hinrichteten.

In diesem Zustande blieb denn auch das unglückliche Fräulein eine ziemliche Zeit; ehe ihr mörderischer Seelenschmerz den völligen Sieg über ihre gute Natur davon trug. Da sie nicht im Stande war, die Rückreise auszuhalten, so mußte ihre Mutter mit ihr in Herstädt bleiben bis zur Entscheidung ihres

Schicksals. Ihr Bruder aber mußte nach Berlin zurück. Er verließ mit blutendem Herzen seine trostlose Schwester; und — er hat sie seitdem nicht wieder gesehen.

Nach und nach starb die köstliche Blume ab, an deren Wurzel der giftige Wurm der Melancholie und der Verzweiflung nagte. Man gab sich zwar alle mögliche Mühe, sie zu retten, aber der Schmerz über ihren Verlust war zu tief in ihre Seele gegraben, als daß menschliche Bemühungen es vermocht hätten, ihn zu lindern. Folglich waren auch alle Hülfsmittel verloren. Sie schlummerte hinüber in jene seligen Gefilde, die ihr Geliebter schon bewohnte, um auch im Tode seine Braut und Gattinn zu bleiben. Ihrem Verlangen zu Folge legte man ihren verblichenen Körper neben das Grab ihres voraus gegangenen Bräutigams. So grünten, statt Hymens hochzeitlichen Blumenkränzen, traurige Cypressen um die Gräber zweyer Liebenden, welche so schön in ihrem kurzen Leben blühten, und so glücklich zu seyn schienen. Ach! was ist Glückseligkeit der Menschen? — was ist Schönheit, und Glanz der Erde? —

was sind alle die blendenden Vorzüge, die von Menschen beneidet, und oft so ängstlich gesucht werden? — schimmernde Meteore, die eben so oft wieder verschwinden, als sie entstanden sind. Laßt uns weise seyn, ihr Brüder und Schwestern! Laßt uns unsre Herzen nicht an Güter dieser Welt fesseln, die so vergänglich sind! laßt uns unser kurzes Pilgerleben so durchwandeln, daß wir einmal jener ewigen unwandelbaren Glückseligkeit fähig seyn mögen! —

Die verderbliche Frau.

Fünfte Scene.

Eitelkeit und Verschwendung sind zwey Laster, welche die Menschen oft in das namenloseste Elend stürzen. Ganze Familien richten sie zu Grunde; sie gerathen in Armuth, und — Armuth lehret viel Böses. Länder verwüstet der Luxus; und Städte, die sonst im Reichthum und Wohlstande blühten, verfallen, verheert von dieser Pest menschlicher Glückseligkeit, im Ruin dahin. Die schädlichen Folgen der Eitelkeit in anschaulichen Beyspielen, den noch Stehenden, zur Warnung, aufzustellen, wäre gewiß ein edles, würdiges Geschäft für einen Schriftsteller, welcher die Moral zum Zweck seiner Arbeiten macht; und — in der That, dieß würde von ausgebreiteterm Nutzen seyn, als das oft so langweilige Predigen von Tugend und Religion, welches oft nur die Oberfläche des menschlichen Verderbens berührt. Ich

will mit dieser kurzen Scene eine Probe machen, die entsetzlichen Folgen zu schildern, welche die Eitelkeit hervorbringen kann. Besonders gebe ich sie meinen geliebten Leserinnen zur Warnung. Denn leider macht man immer dem schönen Geschlecht den Vorwurf einer verderblichen Eitelkeit. Ob mit Recht oder Unrecht? will ich hier nicht entscheiden. So viel aber getraue ich mir doch mit Wahrheit zu behaupten, daß mancher brave Mann durch die Eitelkeit seiner Frau zu Grunde gegangen ist. Beyspiele davon kann man allenthalben in der Geschichte der Menschheit finden. Ich hebe hier nur ein sehr einleuchtendes aus, das zugleich in Absicht der schrecklichen Folgen, die es hervor brachte, unsre Aufmerksamkeit verdient. Vielleicht gelingt es mir, irgend eine eitle, verschwenderische Frau, oder ein eitles Mädchen, von ihren Irrwegen zurück zu führen, und sie vor den Folgen ihrer Denkungsart und ihrer Handlungen zittern zu machen.

Zu Dreßden befand sich ein junger Rechtsgelehrter, der ein kleines Vermögen von ein Paar tausend Thalern besaß, und das Seinige auf der hohen Schule redlich gelernt

lernt hatte. Liebetraut hieß dieser junge Mann. Er war von empfehlendem Ansehen und von einem offenen, ehrlichen Karakter. Immer hatte er sich gut aufgeführt; und niemand konnte ihn irgend einer Handlung zeihen, welche nur im mindesten der Würde eines braven Mannes entgegen gewesen wäre.

Dieser junge Mann liebte Wilhelminen Seiler, die hinterlassene Tochter eines Kaufmanns, der in Leipzig Banquerout gemacht hatte. Er lernte sie auf der Academie kennen, weil er in dem Hause ihres Vaters wohnte, der damals noch in guten Umständen war. Ihr Vater starb bald nach ausgebrochenem Banquerout aus Gram darüber, weil ihn besonders die Eitelkeit seiner Frau hinein gestürzt hatte. Madam Seiler zog mit ihrer Tochter, und einigen geretteten Trümmern ihres Vermögens, nach Dreßden, wo sie aber ihrem Manne bald im Tode nachfolgte, denn der Gram, und das Aergerniß darüber, daß sie ihren Aufwand einschränken mußte, brach ihr das Herz. Wilhelmine lebte also, als eine arme Waise, von der geringen Verlassenschaft ihrer Mut-

ter, in Dreßden fort, und wurde unter der Hand von dem jungen Liebetraut unterstützt, welcher ihr auch, sie zu heirathen, versprochen hatte.

Ein schönes Mädchen war unsre Wilhelmine; darinn rechtfertigte sie den Geschmack ihres Liebhabers vollkommen. Ihre Gesichtsfarbe war zwar ein wenig blaß und so, wie sie den meisten Frauenzimmern in Leipzig eigen ist. Aber sie hatte doch solche schöne regelmäßige Züge, ein so schmachtendes blaues Auge, eine so feine zarte Haut, und einen so reizenden schlanken Wuchs, daß sie, ihrer Blässe ungeachtet, doch immer für eine der ersten Schönheiten gelten konnte. Ihr Betragen war überaus sanft, mittheilend und hinreißend; und ihre Sprache hatte einen so reinen schönen Silberton, daß sie jedermann damit bezaubern konnte. Daß sie eine große, glänzende Erziehung bekam, dafür sorgten ihre Eltern redlich. Denn sie konnte die französische Sprache wie die deutsche, spielte das Clavier mit überaus großer Fertigkeit, und singen konnte sie besonders, trotz einer Operistinn. Auch war sie in der Lecture nicht wenig bewandert. Da war

kein

kein Roman, den sie nicht gelesen hatte, und kein Schauspiel, das sie nicht hätte aufführen sehen.

Im Grunde hatte sie ein rechtes gutes Herz, und einen edlen, wohlwollenden Karakter. Auf andre Manier erzogen, wäre sie vielleicht eine der besten Gattinnen, und eine vortreffliche Hausmutter geworden: denn die Natur hatte ihr alle nur mögliche Gaben dazu verliehen. Aber das verführerische Beyspiel ihrer Mutter, und die Leipziger Lebensart überhaupt, hatten ihre schönen Naturgaben verdorben, und sie mit dem Gifte der Eitelkeit und der Modethorheit angesteckt. Assembleen, Bälle, Schauspiele, Spazierfahrten waren die Seele ihres Lebens, und in der Kleiderpracht that sie es den reichsten Damen zuvor. Da war keine Mode, die sie nicht mitmachen mußte, so bald es nur irgend einer Galanteriehändlerinn, einem Schneider, oder einem Friseur eingefallen war, dieselbe für neu, aus Paris kommend, auszugeben. Kurz, Geld aufgehen zu lassen, und auf die gewöhnlichen Possen der so genannten großen Lebensart zu wenden, das verstand sie vortrefflich. Aber sich wenigstens

im Wohlstande, durch gute Wirthschaft, zu erhalten, davon hatte sie gar keinen Begriff. Im Hauswesen besaß sie nicht die mindesten Kenntnisse; sie hatte sich auch niemals darum bekümmern dürfen, weil es ihre Mutter für unanständig hielt, wenn sich ein junges galantes Frauenzimmer mit hauswirthschaftlichen Angelegenheiten abgebe. Auch beschäftigte sie sich den ganzen Tag über mit nichts weiter, als mit Anordnung ihres Putzes, mit Romanlesen, Clavierspielen, Singen, Besuche geben, und annehmen, und andern dergleichen Angelegenheiten, deren Schädlichkeit man unter dem blendenden Namen der Galanterie zu verstecken pflegt.

Zum Unglück liebte nun unser braver Liebetraut diese schöne, modische Drathpuppe mit einer so ausschweifenden Leidenschaft, daß er keinen andern Gedanken hatte, als an sie. Der Besitz ihrer Person kam ihm wie der Vorgenuß himmlischer Freuden vor; und er träumte sich, der glücklichste unter allen Menschen zu seyn, wenn er seine Wilhelmine heirathen könne. Auch billigte jedermann, wer dieses Mädchen nur von ihrer guten und glänzenden Seite kannte, seine Wahl; und

wie oft ist nicht diese Seite die einzige, woraus man den Werth eines jungen Frauenzimmers betrachtet! — wie wenig fällt die stille häusliche Sittsamkeit, und der Fleiß eines arbeitsamen Mädchens, in die Augen, welche Eigenschaften doch nur allein den Werth einer guten Gattinn, und vernünftigen Hausmutter, ausmachen! —

Das Verlangen, sich mit seiner Geliebten, durch das Band der Ehe, zu verbinden, ließ dem Herrn Liebetraut Tag und Nacht keine Ruhe. Da er nicht sogleich einen Dienst bekommen konnte, der einträglich genug gewesen wäre, ein Hauswesen zu errichten, so entschloß er sich, die Praxin zu ergreifen. Er wurde also Advokat, und etablirte sich in Dreßden, weil Wilhelmine schlechterdings an einem großen glänzenden Orte wohnen wollte. Nunmehr sollte denn die so längst gewünschte Verbindung vor sich gehen. Aber Wilhelminen war es zu klein, und dünkte ihr zu unanständig, die Frau eines bloßen Advokaten zu seyn. Liebetraut mußte also den Titel eines Commissionraths annehmen. Dieses und sein Etablissement kostete ihm schon sehr viel von seinem Vermögen.

Alsdenn wurde die Heirath vollzogen, welche dem guten Liebetraut abermals nicht wenig kostete. Wilhelmine besaß zwar schon viel schöne kostbare Kleider; aber sie waren nicht mehr neu; die neuesten hatte sie doch wenigstens schon ein paarmal angehabt. Sie waren also in ihren Augen nicht mehr brauchbar; und Liebetraut mußte daher neue anschaffen. Eben so gieng es auch mit ihm; er durfte sich nicht unterstehen, in gebrauchten Kleidern einher zu gehen; es mußten lauter neue seyn. Wilhelmine hatte noch sehr hübsche Meubles von ihrer Mutter geerbt; aber diese schienen ihr, theils für ihr Hauswesen nicht hinreichend, theils nicht modern genug zu seyn. Liebetraut mußte also auch hierauf beträchtliche Gelder wenden. In einer der ansehnlichsten Straßen wurde eine ganze Etage zur Wohnung gemiethet; man mußte einen Bedienten, eine Kammerjungfer und zwey Mägde annehmen; anders schickte sichs in Wilhelminens Augen gar nicht. Zur Hochzeitfeyer wurde ein prächtiger Ball gegeben; an Wein und köstlichen Speisen war lauter Ueberfluß; Wilhelmine glänzte als Ballköniginn wie die

Sonne

Sonne unter den Sternen; sie war so schön, so reizend, daß alle Mannspersonen, die zugegen waren, den glücklichen Liebetraut um diese schöne reizende Frau beneideten.

All dieser Aufwand kostete inzwischen dem guten hintergangenen Mann den größten Theil seines Vermögens, so daß er am Ende der ganzen Vermählungsgeschichte mehr nicht, als tausend Thaler noch übrig hatte. Dennoch machte er keine saure Miene dazu; sondern wandt alles gern dran, um sich nur seine schöne geliebte Frau verbindlich zu machen. Auch hielt sie ihn durch ihre feurige Liebe reichlich dafür schadlos. Sie tränkte ihn mit der süßen Wollust ihrer Küsse, und schlummerte in seinen Armen auf den Rosen der Zaubergefilde, in welche ihn die Liebe und der berauschende Genuß ihrer Reize versetzte. Wilhelmine verstand die Kunst, ihren Liebkosungen eine so hinreißende Kraft zu geben, und die Macht ihrer Reize so zu vervielfältigen, daß ihr junger Ehemann, an statt der Sättigung des Genusses, täglich nur noch heftiger in sie verliebt wurde, und seine Begierden immer eine höhere Spannkraft erhielten. In Elysiums Wonnegefilden glaubte

er zu schweben, wenn er, vom Kelch der Liebe berauscht, am Busen seiner zärtlichen Gattinn lag, in glühenden Küssen und Umarmungen, wie beym köstlichsten Göttermahl, schwelgte, und doch niemals Sättigung, niemals Ueberdruß empfand, — oder wenn er trunken vom Entzücken in wollüstiger Mattigkeit dahin schlummerte, und sie ihn mit neuen feuervollen Küssen zu wiederholten Umarmungen erweckte. — Kurz, er träumte sich als den glücklichsten Mann unter der Sonne, und im Taumel dieser seiner wonnevollen Träumereyen sah' er nicht das Schwerd, das über ihm gezückt war, und nicht die Donnerwolke, aus welcher ihm der fürchterlichste Blitzstrahl drohte.

Inzwischen fieng er doch an, nunmehr auch seine Geschäfte zu betreiben. Es glückte ihm, daß er in kurzem eine ansehnliche Praxin bekam. Er hatte in der That das Seinige gelernt; und seine geschickten Arbeiten machten ihn bald so berühmt, daß man ihn für einen der besten Advokaten mit Recht ansah. Er verdiente schönes Geld, und hätte er nur eine fleißige wirthschaftliche Frau gehabt, er wär' ein geborgener Mann geworden. Aber

so schön, so reichlich seine Einkünfte waren, so reichten sie doch immer nicht zu dem Aufwande zu, welchen ihm Wilhelminens Eitelkeit verursachte.

Da mußten immer Gesellschaften gehalten und Gastereyen angestellt werden. Man that Lustfahrten, und wohnte allen öffentlichen Bällen und Pickenicks bey. Wilhelmine gewöhnte sich das Spiel an, das ihm oft viel Geld kostete. In der Kleiderpracht schweifte sie besonders aus. Alle neue Moden mußte sie mitmachen. War nun eine Art von Kleidung nur halbwege aus der Mode gekommen; so wurde sie um einen Pappenstiel verkauft, und dann mußte der Mann wieder Geld zu einem neuen Kleide hergeben. Dabey bekümmerte sie sich denn um nichts, als um ihre Vergnügungen. Auf das Hauswesen gab sie gar nicht Achtung. Sie verstand auch wirklich nichts davon. Ihre Kammerjungfer und ihre Köchinn machten daher, was sie wollten. Wie konnt' es also anders kommen, als daß alles drunter und drüber gieng? —

Liebetrauten giengen zwar nunmehr wohl die Augen auf; in Zeit von einem Jahre

waren seine tausend Thaler vollends zugesetzt, er sah' es zum Voraus, daß er bey Fortsetzung dieser Lebensart nothwendig zu Grunde gehen mußte; und doch hatte er theils das Herz nicht dazu, seine Frau mit Gewalt davon abzuhalten, theils liebte er sie auch wirklich zu sehr, als daß er ihr, auf diese Weise, hätte Kränkung zuziehen können. Ueberwand er sich ja zuweilen, ein Wort im Ernst deswegen mit ihr zu reden, so wußte sie ihm die drohende Gefahr, welche sie im Taumel ihrer Eitelkeit selbst nicht sahe, so gut auszureden, und sein Herz so sehr nach ihrem Willen zu lenken, daß er am Ende überwunden zu ihren Füßen lag, und ihr alles verwilligte, was sie nur begehrte.

Wir wollen uns begnügen, nur ein Beyspiel dieser Art hier anzuführen. Wilhelmine hatte eine weitläuftige Anverwandtinn in Berlin, und diese war die Veranlassung, daß sie sich in den Kopf setzte, eine Reise dahin zu thun, und unter dem Vorwande, ihre Verwandtinn zu besuchen, diesen merkwürdigen Ort zu besehen, und sich daselbst zu divertiren. Schon einigemal hatte sie ihrem Mann darum angelegen; aber noch hatte er

kein Gehör dazu gehabt. Als er nun einmal bey ihr auf dem Sopha saß, und sie ihn mit ihren wollüstigen Liebkosungen zu ihrer Unternehmung vorbereitet hatte, fieng sie an:

„Aber, liebes Männchen! wollen wir denn „nicht bald nach Berlin reisen?

„Ich weiß nicht, gutes Minchen! antwortete er,

„ob daraus etwas werden kann. Du „mußt dir es wohl vergehen lassen.

Wilh. „Freylich muß ich das wohl, „wenn du nicht willst, bester Mann! ich bin „ja doch einmal deine treue gehorsame Frau; „und was muß sich eine Frau nicht alles ge„fallen lassen? Aber doch — dächte ich — „wäre meine Bitte noch nicht so beschaffen, „daß du sie mir nicht gewähren könntest.

Liebetr. „Du verkennst mich! wie gern „wollt' ichs thun, wenn nur — aber du „weißt ja, daß unsre Einrichtung eine solche „Depense nicht verstattet. Wir können diese „Reise unter funfzig Thalern nicht machen; „und eben so viel versäume ich indessen in „meinen Geschäften. Bedenke doch das, Min„chen!

W. „Das

W. „Das wären gleich hundert Thaler; „und die an eine Frau zu wenden — frey„lich — wer kann das? —

L. „Du wirst bitter, meine Liebe! aber „du überlegst nicht, wie wehe du mir damit „thust. Ich suche ja in allem deinen Wün„schen zuvor zu kommen, das kannst du nicht „anders sagen — und oft zu unserm größ„ten Schaden; aber du mußt auch nicht gar „zu viel verlangen. Ueberhaupt seh' ichs „nur allzuwohl ein, daß wir uns ein wenig „einschränken müssen. So können wir nicht „fortleben, wie bisher; sonst gehen wir bey „guter Zeit zu Grunde. Meine Einkünfte „tragen unsern Aufwand nicht. Du wirst „dich nach und nach wohl drein schicken ler„nen —

W. „O! ja! warum das nicht? ich „werde es ja doch lernen. Was muß denn „eine Frau nicht alles lernen? —

L. „Du kränkst mich, Mine, mit dei„nen Vorwürfen! Ich verdiene sie nicht; „und es geschieht alles zu deinem Besten.

W. „Ach! mein Gott! wer zweifelt „denn daran? — mache dir doch keine so „wunderlichen Gedanken! Ich will mich ja

„in

„in alles gern fügen; ich mag nun Berlin
„gar nicht sehen; mag meine gute Muhme
„gar nicht besuchen; mag keinen — gar
„keinen meiner Wünsche mehr von dir erfüllt
„haben; — denn wenn ich deine Liebe dar-
„über verlieren sollte — bester Mann! da
„hätt' ich ja keine fröhliche Stunde mehr auf
„der Welt. Vergieb mir, Lieber! meine
„Grillen! ich will dich um nichts wieder
„bitten.

Bey diesen Worten fiel sie ihm um den Hals, küßte ihn sehr feurig, und vergoß einen Strom von Thränen, der seine Wangen befeuchtete. Der arme Mann! — wen sollten die Thränen eines geliebten Weibes nicht rühren? — sie giengen ihm durch die Seele; er sank am Busen seiner Geliebten, und sie begann ihren Sieg.

„Gutes Minchen!

sagte er,

„ich wollte dir gern diese Freude machen;
„denn was thät ich nicht um dich? aber
„ich habe itzt nicht einmal so viel Geld
„vorräthig, wenn ichs auch dran wenden
„wollte.

W. „Nein!

W. „Nein! es mag bleiben! es möchte „dich geniren: denn wenn du erst einen „Freund drum ansprechen solltest — nein! „ich will mir's vergehen lassen.

L. „Dein Herz hängt an dieser Reise, „das merk' ich wohl, Minchen! und mein „Herz hängt an dir; — was soll ich „thun? —

W. Laß es! mein Herz — es mag „sich ausbluten; wenn ich nur deine Liebe „nicht verliere, — wenn du mich nur nicht „dafür ansiehest, daß ich dich ruiniren will! „das wäre mein Tod.

L. „Ach Mine! — nein! du bist zu „gut! ich will das noch für dich thun! es „wird uns noch nicht gleich ruiniren.

W. „Nein! laß es nur! man kann die „Fälle nicht wissen; — ich will mir's schon „aus den Gedanken schlagen.

L. „Aber wenn ich nun spräche, du „mußt mit fahren! würdest du deinem Man„ne gehorchen?

W. „Welche Frage? — würd' ich dir „denn etwas abschlagen können?

L. „Nein, Minchen! zwingen will „ich dich zu nichts; auch hierzu nicht. Es

„macht

„macht mir Vergnügen, wenn ich das Dei„nige befördern kann.

W. „O! du lieber, guter Mann! ver„lange mein Leben! ich geb' es mit Freuden „um dich.

Bey diesen Worten warf sie sich abermals um seinen Hals; ihre Schmeicheleyen waren unwiderstehlich; sie vollendete ihren Sieg, und die Reise nach Berlin gieng wirklich vor sich.

Liebetraut erhielt von einem Kaufmanne hundert Thaler auf Wechsel, und brachte wenig oder nichts davon wieder mit von Berlin zurück. Denn ob sie gleich dort bey Wilhelminens Verwandtinn zum Besuch waren, und daher die Kosten, in einem öffentlichen Gasthofe zu logiren, ersparten, so war die junge Frau doch viel zu lustbegierig, als daß nicht alle mögliche Divertissements, die man in Berlin haben konnte, hätten mitgemacht werden müssen; und diese kosteten denn dem guten Liebetraut nicht wenig Geld.

Bald nach dieser Reise wurden seine häuslichen Umstände immer mißlicher. Seine Einkünfte nahmen zwar mehr zu, als ab; aber dennoch gerieth er täglich tiefer in Schul-

den. Seinen Aufwand einzuschränken, dazu ließ ihn seine schöne Frau schon nicht kommen: vielmehr hatte er sich unvermerkt selbst eine gewisse Art von lockerer Lebensart dabey mit angewöhnt. Diese führte ihn denn immer tiefer hinein, jemehr er sich durch Zerstreuungen die melancholischen Grillen zu vertreiben suchte, die ihm seine Lage sehr oft verursachte, wenn er bey kaltem Blute Ueberlegungen darüber anstellte. Der Ehrgeiz kam dazu; er glaubte, sich zu beschimpfen, wenn er eine genauere und sparsamere Lebensart anfienge; und was thut der Mensch nicht alles aus falscher Ehrbegierde? — und dennoch würde er vielleicht dem gräßlichen Falle, der ihm bevorstand, noch entgangen seyn, hätte nur seine Gattinn sich des innern Hauswesens ein wenig besser angenommen. Aber so brachten seine Domestiquen in einem Tage oft mehr auf seine Kosten durch, als er verdiente; wie konnt' er dabey bestehen?

Es war im vierten Jahre ihrer Ehe, als Wilhelmine mit dem dritten Kinde nieder kam. Bey dieser Gelegenheit machte Liebetraut wieder einen sehr ansehnlichen Aufwand, wozu ihn ebenfalls Wilhelminens

Eitel-

Eitelkeit, und Liebe zur Pracht, fast größtentheils verleitete. Dennoch aber würde er auch diesen Sturz überstanden haben; wären nicht einige Tage nach dem Kindtaufenfeste zwey Wechselgläubiger wider ihn aufgestanden, die ihre Bezahlung verlangten, und mit Wechselarrest drohten. Darunter befanden sich besonders die hundert Thaler, welche Liebetraut zur Reise nach Berlin geborgt hatte; und der Gläubiger dieser Schuld drückte ihn am meisten. Der unglückliche Mann war in großer Angst: denn er hatte kein Geld zu bezahlen. Einen Freund hätte er vielleicht noch finden können, der ihm so viel vorgestreckt hätte, und er hatte in der That so einen Freund, welcher es mit Vergnügen gethan haben würde. Auch gieng er wirklich damit um, sich auf diese Weise aus der Verlegenheit zu ziehen. Aber — es mochte nun irgend ein böser Genius seyn, oder was sonst diese unnatürliche Seelenstimmung in ihm veranlaßt haben mochte? — kurz, er verfiel plötzlich auf einen andern und zwar schrecklichen Gedanken, der seine ganze Würde schändete, und seiner ganzen übrigen Denkungsart widersprach.

Liebetraut hatte unter andern einen ganz besonders vertrauten Freund, der ein Jude war, und Joram hieß. Mit diesem pflegte er auf recht brüderlichem Fuß zu leben, und ihm alle seine Angelegenheiten zu entdecken. Joram war also auch von seines Freundes Familienumständen und von seiner mißrathenen Ehe recht gut unterrichtet, und er hatte ihn schon aus mancher Verlegenheit, worein ihn die Narrheiten seiner Frau gestürzet hatten, geholfen. Um so mehr würde er ihn auch itzt gerettet haben, wenn nur Liebetraut sich ihm eben so offen, wie sonst, entdeckt hätte. Denn er war ein edler, wohldenkender Mann, warmen Herzens, und voll Großmuth und Menschenliebe. Die ausführliche Schilderung seiner vortrefflichen Seeleneigenschaften würde eine völlige Satire auf manchen Christen seyn, dessen geizige und harte Gemüthsart oft so wenig mit dem Geiste der Religion übereinkommt, zu welcher er sich bekennet. Dieser Joram war noch unverheirathet, aber in sehr guten Vermögensumständen. Er wohnte im dritten Geschoß eines sehr hohen Hauses auf die Gasse heraus, und hatte keine Domestiquen, als

einen Bedienten, der ein so treuer ehrlicher Mensch war, daß ihm Joram, wenn er ausgieng, seine ganze Wohnung zur Aufsicht anvertraute.

Ungefähr acht Tage nach der Niederkunft seiner Frau, ließ nun Liebetraut sich von diesem seinem Freunde Joram überreden, mit ihm auf die Redoute zu gehen: denn letzterer pflegte dergleichen Lustbarkeiten sehr gern mit zu machen. Es wurde verabredet, daß Liebetraut seinen Freund in seiner Wohnung abrufen sollte. Dieß geschah auch; Abends um neun Uhr giengen sie mit einander aus Jorams Wohnung, welcher seinen Bedienten darinnen zurück ließ, hinweg. Da sie nun auf die Gasse kamen, bemächtigte sich plötzlich ein Gedanke der Seele des unglücklichen Liebetrauts, welcher ihn von der Höhe eines so edeldenkenden Mannes auf einmal in die grundloseste Tiefe der Niederträchtigkeit herabstürzte. Er wußte, daß Joram viel baares Geld in seinem Schreibeschranke hatte; — die Lasten, die ihn drückten, dünkten ihm nicht leichter zu heben, als dadurch, daß er seinem Freunde einen Theil seines Geldes entwendete, um sich damit aus seiner

verzweifelten Lage zu ziehen. Kurz, er beschloß, umzukehren, und, in Jorams Abwesenheit, diesen entsetzlichen Gedanken in Ausübung zu bringen.

Wer sich diese sonderbare Erscheinung am Horizonte der Menschheit aus den Eigenschaften der menschlichen Seele nicht zu erklären weiß, der wird freylich von uns die Befriedigung seiner Zweifel erwarten. Aber es ist schwer, den wahren Grund dieses Phänomenons zu finden, da wir hier so gar viel Widersprüche zu vereinigen haben. Liebetraut — ob er gleich eben keine so hohe idealische Seele besaß, war doch im Grunde ein guter Mann, der jede Niederträchtigkeit verabscheute; und dieser Mann faßte dennoch den Vorsatz, zu stehlen, und — und noch dazu seinen engsten, vertrautesten Freund zu berauben; — welcher Widerspruch! — wer kann ihn heben — erklären? — uns dünkt dieser Umstand ein Beweis von der Wahrheit zu seyn, die viele Menschenkenner behaupten, daß auch das beste Herz oft seine schwachen — so gar bösen Seiten habe, und daß der Zusammenfluß gewisser äußerer Umstände und Leidenschaften, der sich vielleicht nur einmal,

mal, vielleicht auch gar nicht in dem Leben eines Menschen ereignet, diese schwache oder böse Seite berührt, und denn eine so widernatürliche Wirkung hervor bringt. Es ließe sich sehr viel darüber sprechen, um diese Seite des menschlichen Herzens genauer zu untersuchen, und die Gründe zu erörtern, warum auch die besten Menschen es nicht dahin bringen können, dieses Uebel aus ihrem Karakter gänzlich auszurotten. Die Theologen würden sich zwar geschwind mit der Erbsünde zu helfen wissen; und wir müssen so gar gestehen, daß wir zu thun genug haben würden, bey dem Beyspiele unsres unglücklichen Gefallenen ihren Meynungen das Gegengewicht zu halten. Aber der Raum, und die Einrichtung unsrer Arbeit, erlauben uns keine weitern psychologischen Bemerkungen darüber. Wir müssen bey der Wahrheit der Thathandlung stehen bleiben, und es jedem einsichtsvollen Leser selbst überlassen, so viel Betrachtungen darüber anzustellen, als er will, und sich diese Erscheinung zu erklären, wie es ihm beliebt.

Liebetraut sagte also, nachdem jener unselige Vorsatz in seiner Seele völlig gewur-

zelt hatte, zu seinem Freunde, es falle ihm jähling ein, daß er noch einige Briefe vergessen habe, die vor zehn Uhr nothwendig noch auf die Post geschickt werden müßten; er wolle wieder umkehren, und die Sache erst besorgen, Joram solle indeß immer voraus gehen, er werde ihm bald wieder nachfolgen, und auf dem Redoutensaale würden sie einander schon finden. — Joram ließ sich dieses sehr gern gefallen. Er gieng also auf die Redoute, ohne nur im mindesten zu ahnden, daß sein Freund umkehre, die niederträchtigste Handlung von der Welt an ihm auszuüben.

Liebetraut kehrte also gerade wieder in Jarams Wohnung zurück. Er fand zwar die Stubenthür verschlossen. Da er aber den versteckten Ort wußte, wohin Joram, wenn er ausgieng, seinen Schlüssel zu legen pflegte, damit der Bediente hinein kommen konnte, wenn er wollte, so wurde es auch ihm leicht, in die Stube zu kommen. Er schloß die Thür hinter sich wieder ab; fand aber den Schreibeschrank, worinn Joram sein Geld liegen hatte, wider alles Vermuthen verschlossen. Hier wär' er nun bald

wie-

LB Coburg

wieder umgekehrt, ohne seinen unglücklichen Vorsatz weiter zu verfolgen. Auch wankte er einige Minuten hin und her; endlich behielt aber doch die von der Hoffnung, sich auf einmal aus seiner Verlegenheit zu reißen, genährte Verblendung, in seinem Herzen die Oberhand. Er beschloß, einen Versuch zu machen, ob er den Schrank mittelst einer Gabel öffnen könne, wovon er die eine Zinke abbrach. Da es aber ziemlich finster im Zimmer war, so sah' er sich genöthiget, ein Licht anzuzünden, welches ihm durch ein Feuerzeug, das er zu finden wußte, sehr leicht ward.

Itzt machte er sich nun über den Schrank her; und mit so wenig Geräusch, daß er unfehlbar nicht wäre entdeckt worden, wenn ihn das Licht im Zimmer nicht verrathen hätte. Denn Jorams Bedienter, der außer dem Hause gewesen war, sah' es beym Zurückkehren durch die Fenster schimmern, obgleich Liebetraut aus Vorsicht die Vorhänge zugezogen hatte. Dieser Mann vermuthete denn anfänglich, daß sein Herr schon wieder zurück gekommen sey. Um nun, bedürfenden Falls, zu dessen Befehlen zu seyn, gieng

er hinauf, und wollte hinein in das Zimmer. Da er es aber verschlossen fand, so rufte er seinen Herrn, bey dessen Namen, eins- zwey- drey- viermal — vergebens. Denn Liebetraut, der nicht wenig über diese Begegnung erschrack, hielt sich still, und vermied alles Geräusch. Nun merkte der Bediente Unrath. Er rief heftiger, und drohte mit Aufbrechen der Thür; Liebetraut gerieth in die entsetzlichste Lage; er machte aber nicht auf, aus unzeitiger Hoffnung, der Bediente würde die Thür nur einen Augenblick verlassen, da er denn unvermerkt wieder heraus zu schlüpfen dachte. Aber vergebens! Dieser Mann fieng an, aus allen Kräften zu rufen, und zu schreyen; und mit diesem seinem Geschrey rief er denn auch den Hauswirth herbey. Nun pochte man von neuem an, und drohte mit Aufsprengen der Thür. Was sollte aber der geängstigte Liebetraut thun? — sollt' er sich der Schande aussetzen, als ein Dieb ertappt zu werden? Dieser Gedanke kam ihm unausstehlich vor. Er hinderte ihn schlechterdings an Aufmachung der Thür, und gab ihm den verzweifeltesten Einfall von der Welt ein. —

Der Hauswirth gieng, einen Schlösser zu rufen, welcher das Schloß der Thür eröffnen sollte; während der Zeit aber der Bediente nicht von dannen gieng, und Liebetrauten keine Gelegenheit ließ, zu entwischen. Noch war seine Hoffnung, vielleicht ein Mittel zum Entfliehen zu finden, nicht ganz dahin; noch zögerte und wankte er von der entsetzlichsten Furcht, zu dieser schwachen Hoffnung, hin und her, bis endlich der Schlösser ankam, und an der Thür zu handthieren anfieng.

Nunmehr war bey dem unglücklichen Liebetraut vollends alles verloren, alle seine Hoffnung, vielleicht noch unentdeckt zu bleiben, löste sich in die entsetzlichste Gewißheit auf, daß er auf der Seite des allerniederträchtigsten Verbrechers ertappt würde. Hier trat nun bey ihm jener grausame Fall ein, wo der Mensch der Verzweiflung fähig wird; wo er das Bewußtseyn seiner selbst verliert, und wo er in der Berauschung dieses bejammernswürdigsten Seelenzustandes eine That unternimmt, vor welcher er bey kaltem Blute zurück gebebt haben würde.

Liebetraut sah kein andres Mittel zu seiner Rettung mehr vor sich, als zum Fenster hinaus zu springen. Freylich war es drey Stock hoch hinunter, und eine solche Tiefe hinab auf das Pflaster zu springen, war so gut, als dem schmählichsten und schmerzhaftesten Tode entgegen eilen. Hals und Beine zu brechen, war das Wahrscheinlichste und Gewisseste bey der Sache. Dieß sahe Liebetraut zwar wohl voraus. Aber das Gefühl der ihm bevorstehenden Schande überwand in ihm völlig die Schrecken des unvermeidlichsten schrecklichen Todes. Es ist das einzige Mittel, dachte er, wenigstens hörst und siehst du doch nichts mehr von deiner Schande, wenn die Seele vom Leibe getrennt ist! —

Zeit war gar nicht mehr zu verlieren; sonst hätte seine Vernunft vielleicht noch ihre Rechte gebraucht. Aber übereilt von der so nahen, gefürchteten Entdeckung, war es nunmehr zum Besinnen zu spät. Er hob also ein Fenster aus, und that den entsetzlichen Sprung hinab auf die Gasse. — Aber kein jählinger Tod war die Folge davon. Willkommener wär' ihm dieser freylich gewe-

sen,

sen, und unaussprechliche Schmerzen hätte er ihm erspart. Doch nein! es sollten ihn beyde Uebel treffen, die Schande, als ein Dieb ertappt zu werden, und die schreckliche Ueberzeugung, daß er diese niederträchtige Handlung an seinem besten Freunde hatte verüben wollen. Er brach das Rückgrad, das eine Bein, und den einen Arm, fiel sich einige Löcher in den Kopf, und lag nun da, ohne Bewußtseyn und ohne Besonnenheit, jedoch nicht ohne die empfindlichsten Schmerzen, — in seinem Blute.

Zwey Soldaten, die eben vorüber giengen, sahen ihn den entsetzlichen Sprung thun, und zu ihren Füßen niederfallen. Erschüttert, und voller Erstaunen über diesen Vorgang, blieben sie stehen, dem Unglücklichen die erste Hülfe zu leisten. Noch mehr aber verwunderten sie sich, als sie, in diesem Verzweifelten, einen wohlgebildeten und wohlgekleideten jungen Mann fanden, der ihnen von keinem geringen Stande zu seyn schien. In der Angst ihrer Theilnehmung an dem grausamen Schicksal dieses Mannes wußten sie nicht gleich, was sie mit ihm beginnen sollten? sie faßten ihn an, um ihn wegzutra-

tragen, aber ohne zu wissen, wohin? sie fragten ihn, wer er sey? aber der unglückliche Liebetraut konnte nicht antworten. Ein ängstliches Jammern und Aechzen war alles, was sie von ihm vernahmen. Die guten Leute wußten ihrem Leibe keinen Rath. Endlich vermochte Liebetraut den Namen des Hauses auszusprechen, wo er wohnte. Zum Glück war dieses Haus dem einen Soldaten sehr wohl bekannt. Sie beschlossen ihn also dahin zu tragen, weil besonders das Haus von dem Schauplatze dieser schrecklichen Scene nicht weit entfernt lag.

Inzwischen hatte der Schlösser die Thür des Zimmers des Herrn Jorams eröffnet. Das ausgehobene Fenster fiel dem Bedienten und dem Hauswirthe sogleich in die Augen. Sie sahen daraus die Flucht des Diebes, den sie in dem Zimmer nicht mehr fanden, schlossen alles wieder zu, und liefen herunter auf die Gasse, um des Entsprungenen noch habhaft zu werden, und solchen der Obrigkeit zu überliefern.

Sie kamen eben dazu, als die beyden Soldaten den Unglücklichen in ihre Arme genommen hatten, um ihn von dannen zu tragen.

gen. Aber — Gott! wie erschracken sie, als sie den Herrn Liebetraut, den vertrautesten Freund des Herrn Jorams, in ihm erkannten! Vor Schrecken und Erstaunen standen sie da, ohne sich von ihrer Bestürzung erholen zu können; und eine bittre Reue, daß sie den Freund ihres Herrn zu einer so schrecklichen That verleitet hatten, ergriff ihre Herzen. Weinend und jammernd kehrten sie wieder um, und ließen, ohne ein Wort dazu zu sprechen, den beyden Soldaten den Unglücklichen hintragen, wohin sie wollten. Der Bediente lief jedoch sogleich auf die Redoute, um seinen Herrn, von diesem schrecklichen Vorfall, zu benachrichtigen.

Nunmehr brachten die beyden Soldaten den elenden Mann nach Hause. Der Bediente und der Schreiber waren sogleich bey der Hand; und so sehr diese Leute über den traurigen Zustand, worinnen sie ihren Herrn sahen, erschracken, so sorgten sie doch dafür, daß er ganz still in ein Zimmer gebracht wurde, ohne daß Wilhelmine, seine in Wochen liegende Gattinn, anfänglich gleich etwas davon erfuhr. Der eine Soldat half ihn mit ausziehen, und zu Bette bringen,

während daß der andre fortlief, einen Wundarzt zu holen, der ihm seine Wunden verbinden sollte. Bald kam er mit dem Arzt zurück, welcher zwar nun sein Werk begann, aber gleich den Ausspruch that, daß der Patient nicht zwey volle Stunden mehr leben könne.

Indem man nun noch mit Verbindung seiner Wunden beschäftiget war, trat Herr Joram ins Zimmer, welcher, auf die Nachricht seines Bedienten, sogleich die Redoute verlassen hatte, um seinem unglücklichen Freunde zu Hülfe zu eilen. Was dieser edle menschenfreündliche Jude bey dieser grausamen Nachricht empfand, läßt sich unmöglich beschreiben. Vom Entsetzen und Mitleid durchdrungen war sein erster Gedanke — der bejammernswürdige Zustand der unglücklichen Wilhelmine, und der armen unschuldigen Kinder seines Freundes! —

Liebetraut fiel in Ohnmacht, da er seinen erschrockenen, von ihm so sehr beleidigten Freund, ins Zimmer treten sah; und es währte lange, ehe man ihn wieder zu sich selber bringen konnte. Joram aber nutzte inzwischen diese Zeit, sich mit den beyden behülf-

hülflichen Soldaten abzufinden. Er gab jedem einen ganzen Thaler, und bat sie, sich von diesem Vorfall gegen niemand etwas merken zu lassen. Die Soldaten versprachen dieses sehr gern, und giengen von dannen, erstaunt über die Großmuth des Herrn Joram, der sie noch über dieses bat, bey jeder, ihnen vorkommenden Noth, sich nur gerade an ihn zu wenden, und seiner Hülfe gewiß versichert zu seyn.

Itzt trat er nun wieder zu dem Kranken, der indeß, von seiner Ohnmacht zurückkommend, seinem Freund, mit dem schmerzhaftesten Gefühl der Scham und der Reue, die Hand reichte. Ein Strom von Thränen schoß dem armen Liebetraut aus den Augen:

„Ich unglücklicher Mann! –

sagte er; und dann wandte er seine Blicke von Joram ab: denn es war ihm unerträglich, in den Augen dieses edlen Mannes als ein Niederträchtiger und Verräther zu erscheinen. Mitleidsvoll sahe Joram die bejammernswürdige Lage seines Freundes, von welchem er wußte, daß Bosheit und Tücke keine Schuld an seinem Verbrechen haben

 konn-

konnten. Von Wehmuth über den Fall dieses Mannes durchdrungen, drückte er dessen Hand in die seinige, und sagte:

„Warum thatst du das, lieber Bruder?
„warum hattest du so wenig Zutrauen zu
„mir, und verschwiegst mir deine Noth?
„konntest du mich so verkennen, daß du
„mir zutrautest, ich würde dir einige hun-
„dert Thaler abschlagen? Ach Gott mei-
„ner Väter! mein halbes Vermögen gäb'
„ich drum, wenn du mehr Vertrauen in
„mich gesetzt hättest!

„Ach! du Redlicher, Bester der Men-
„schen!

versetzte Liebetraut,

„Ich weiß nicht, wohin ich gedacht ha-
„be? — ich bin ein schrecklicher — ein
„abscheulicher Mensch gewesen.

„Du bist zu bedauern,

sagte Joram,

„wenn ich dir nur helfen könnte! Ach!
„ich schwacher Mensch! mit all' meinem
„Vermögen — kann ich doch meinen
„Freund nicht retten.

„Wenn du mir nur vergeben kannst,

erwiederte der Kranke,

„das

„das ist alles, was ich als ein Sterben-
„der von dir bitte. Nur daß ich nicht
„von deinem Fluche, dem Fluche eines
„großen frommen Mannes, vor den Rich-
„terstuhl des Allerhöchsten treten muß.
„Gott, der in mein Herz sieht, der es
„weiß, daß ich sonst kein böser Mann war,
„wird mir diese Uebereilung, die ich von
„ganzer Seele bereue, vergeben. Soll-
„test du das nicht auch thun, lieber Jo-
„ram? —

Jor. Gern! recht sehr gern; es ist dir alles
„vergeben. Wenn dir nur auch eben so
„geschwind geholfen wäre, ich wollte al-
„les gern dran wenden.

Lieb. „Geholfen kann mir nun nicht mehr
„werden. Ich muß sterben — muß selbst
„das Opfer meiner Unvorsichtigkeit und
„meiner Bosheit werden. Nur — mein
„armes Weib — meine unglücklichen Kin-
„der — nur diese liegen mir am Herzen,
„und erschweren mir meinen Tod.

Itzt sagte man Joram, daß Wilhelmine von dem Unglück ihres Mannes noch gar nichts wisse. Er beschloß, es ihr selbst zu hinterbringen, weil in ihren itzigen Umstän-

den alle Behutsamkeit dabey nöthig war. Um nun dieses ins Werk zu setzen, gieng er zu ihr, und überließ seinen Freund inzwischen der Sorge des Wundarztes und seines Bedienten.

Wilhelmine hatte schon lange, an dem Gehen und Treppesteigen, auch dem Klappen der Thüren, gemerkt, daß etwas im Hause vorgieng. Sie schickte ihre Kammerjungfer aus, um sich darnach zu erkundigen. Aber dem Mädchen ward es von dem Bedienten verboten, ihr die Wahrheit zu sagen. Sie erfuhr also weiter nichts, als daß der Herr nach Hause gekommen sey, und — vermuthlich eines dringenden Geschäftes wegen, weil er einige Leute bey sich habe. In Unruhe gerieth Wilhelmine schon darüber, indem sie nichts anders vermuthete, als daß ihr Mann von irgend einem seiner Gläubiger plötzlich angegriffen worden sey, und deswegen mit ihm in unangenehmen Tractaten stehe. Ihre Unruhe ließ sie nicht länger schlafen; sie stand auf, warf ihr Negligee über, und war eben im Begriff, zu ihrem Manne zu eilen, und sich selbst von seinem Geschäft zu überzeugen, als, zu ihrem größten

ten Erstaunen, Joram zu ihr ins Zimmer trat.

„Gott im Himmel! Herr Joram!

sagte sie,

„was bringen Sie mir so spät?

„Etwas Angenehmes nicht, liebe „Freundinn!

antwortete er,

„das können Sie leicht vermuthen.

Wilh. „Wie stehts mit meinem Mann? — „reißen Sie mich aus der Ungewißheit! — „ich bin in Aengsten —

Jor. „Leider nicht zum Besten! — fassen „Sie sich, er ist krank nach Hause ge„kommen.

W. Krank? — wohl gar todt? — ach! „ich unglückliche Frau!

Bey diesen Worten sank sie entkräftet in die Arme ihres Mädchens, und war einer Ohnmacht nahe.

„Nein! er lebt —

versetzte Joram,

„verzagen Sie nicht, liebe Freundinn! „Gott wird Sie nicht verlassen.

 W. „Ach!

W. „Ach! Gott sey Dank! nur sagen Sie
„mir! was ist ihm? was fehlt ihm? —
„ich muß hin. —

Bey diesen Worten wollte sie mit Gewalt fort. Joram aber hielt sie zurück, und sagte:

„Geduld! lassen Sie mich ausreden! aber
„fassen müssen Sie sich erst! ich will Sie
„dann selbst zu ihm führen.

Wilhelmine trocknete ihre Thränen, setzte sich auf einen Stuhl, schwieg einige Minuten still, und sagte dann:

„erzählen Sie mir alles! — elend bin
„ich einmal! ich muß es doch erfahren.
„Gleichviel, ob mein Herz itzt, oder her-
„nach, verblutet?

„Es kann Ihnen noch geholfen wer-
„den, Freundinn!

erwiederte Joram,

„hören Sie mich ruhig an, und ergeben
„Sie sich in die Fügung des Himmels!
„und alles, was Gott über uns verhängt,
„ist zu unserm Besten — auch das Trau-
„rigste. Ihr Mann — hat einen ge-
„fährlichen Fall gethan; — er gieng ei-
„nen Freund zu besuchen, fand ihn nicht

„zu Hause; es war dunkel, und — er
„stürzte die Treppe herab —

„Herr Jesus! erbarme dich! — wie
„soll's uns Armen gehen?

schrie Wilhelmine,

„Ach der arme unglückliche Mann! ich —
„ich hab' ihn getödtet, — das kann ich
„nicht überleben! —

Sie stand auf, rang ihre Hände, und gieng verzweiflungsvoll umher. Dann fiel sie dem gerührten Joram um den Hals, und rief im Tone der äußersten Verzweiflung:

„Ach! Herr Joram! ich bin des To-
„des!

Die Erschütterung ihres Körpers überwand ihre Kräfte; sie fiel in seinen Armen in Ohnmacht. —

So wenig sich Wilhelmine bey dem Leser durch ihren leichtsinnigen, verschwenderischen Karakter empfohlen haben wird; so müssen wir ihr doch das zum Ruhm nachsagen, daß sie ihren Mann mit ungemeiner Leidenschaft liebte.

Sie wußte wohl, daß sie ihn durch ihren Leichtsinn und durch ihre Eitelkeit ruinirt hatte. Deswegen liebte sie ihn nur desto

mehr, weil sie einsahe, daß er sich aus Liebe zu ihr ins Elend gestürzt hatte; sie war wirklich dankbar gegen ihn, und ihr itziger Schmerz über sein Unglück war in der That aufrichtig. Nicht bloß die Furcht vor ihrem eigenen künftigen traurigen Schicksale; — auch der Gedanke, daß sie diesen lieben gutherzigen Mann verlieren sollte, empörte ihre Seele, und stürzte sie in Verzweiflung.

Joram hätte sie gern abgehalten, in diesem Zustande ihren unglücklichen Mann zu sehen; gern hätte er sie vorher erst völlig beruhiget. Aber er befürchtete mit Grunde, daß er keine halbe Stunde mehr leben würde; und doch wollte er Wilhelminen den traurigen Trost nicht mißgönnen, ihren Geliebten, vor seinem Ende, noch einmal zu sehen, und von ihm Abschied zu nehmen. Da sie sich also von ihrer Ohnmacht wieder erholt hatte, führte er sie in sein Zimmer. Der Auftritt war einer der rührendsten und erschütterndsten. Liebetraut befand sich schon so schwach, daß er wenig mehr reden konnte. Wilhelmine sank neben ihn hin, faßte seine Hand, und die Worte:

„Ach! mein armer Mann!

waren alles, was sie vor übergroßem Schmerz hervorbringen konnte.

„Gott sey mit dir!

sagte der Unglückliche,

„ich danke dir für deine Liebe.

„Ach!

schrie Wilhelmine,

„ich habe dich nicht genug geliebt — —
„ich habe dich zu Grunde gerichtet — ich
„bin Schuld an deinem Tode — wie kann
„ich diese Schrecknisse — diesen Jammer
„überleben? —

„Es sey dir alles vergeben!

erwiederte Liebetraut,

„ich sollte das Opfer seyn; — aber Gott
„hat's gewollt — er hat mich fallen
„lassen, weil ich ihm nicht genug ver-
„traute; — ich werde mit Recht gestraft;
„laß uns nicht wider Gott murren! Lebe
„für unsre Kinder, liebes Weib! und —
„bessere dich!

Die letzten Worte waren ein Dolch, der Wilhelminen durchs Herz fuhr; es blutete — und es wollte zerspringen vor Schmerz; — sie war in einer entsetzlichen Lage. — Liebetraut verlangte vor seinem nahen Ende

noch seine Kinder zu sehen. Man mußte sie ihm herbey bringen; er küßte sie mit seinen schon kalten sterbenden Lippen, und gab sie der unglücklichen Mutter mit den Worten zurück:

„Hier Wilhelmine! hier hast du die Pfän-
„der unsrer Liebe! erziehe sie so, wie du
„es einmal vor Gott zu verantworten dich
„getrauest! Gott und barmherzige Men-
„schen werden dich darinnen unterstü-
„tzen.

Itzt fühlte er, daß sein Ende sich immer mehr heran nahte. Er bat seine Frau, ihn noch einmal zu küssen, drückte ihr die Hand, und sagte:

„Leb wohl, Beste! — geh hin! verlaß
„mich nun! ich habe nun nur noch mit
„Joram und mit Gott zu reden. Nimm
„die Kinder mit! — verlaßt mich alle —
„bis auf Joram! —

Wilhelmine wurde fast halbtodt auf ihr Zimmer gebracht. Sie konnte sich nicht rühren und regen. Ihre Kammerjungfer brachte sie ins Bette. Sie fieng an, zu phantasiren; und sie bekam noch diese Nacht ein hitziges Fieber, das sie dem Tode nahe brachte.

Da

Da sie nun alle, bis auf Joram, das Zimmer des Kranken verlassen hatten, faßte Liebetraut die Hand seines Freundes, und sagte mit gebrochener Stimme:

„Nun ist es bald vorüber, Freund! und „nun — nur noch ein Wort mir dir! — „deine Freundschaft und deine Liebe zu mir „werde ich vor Gottes Throne noch prei„sen — wenn mir der Allbarmherzige — „woran ich nicht zweifle — meine Sün„den vergiebt, und mich zu Gnaden an„nimmt. Ich danke dir nochmals dafür „mit sterbendem Munde. Heute hast du „dich an Großmuth als einen Gott be„wiesen; und nun — noch eine Bitte! — „vergiß deinen Freund auch im Tode nicht! „und — sorge für mein Weib! und für „meine Kinder! daß sie nicht umkommen „und verderben! es ist wahr, diese Wil„helmine war mein Unglück. Aber „doch — ich habe sie geliebt — sie war „sonst — ein gutes Weib — sie war „ein Theil meines Lebens — noch im „Tode bereue ichs nicht, daß ich sie ge„heirathet habe. Laß sie nicht unbarm„herzigen Menschen zum Raube! — Nun!

„leb

„leb wohl! — sey glücklich! bitte Gott „für meine arme Seele! —

„Ich verspreche dir alles,

sagte der edle Jude, dessen Augen voll bittrer Thränen standen,

„ich beschwöre dir's, bey dem Gott Abra„hams, Isaacs und Jacobs — bey dem „Gott meiner Väter! — geh' in Friede „hin zu deinem Heiland! ich denke, in je„nem Leben wollen wir uns wieder fin„den, und dort will ich dir sagen, was „ich für die Deinigen gethan habe. Stirb „ruhig! Gott und dein Freund lebt „noch.

Nunmehr wandte Liebetraut seine Augen gen Himmel, betete einige Minuten zu Gott, rufte noch einmal:

„Leb wohl, Joram!

legte sich auf die Seite, und seine Seele verließ die zerbrochene Hülle, welche sie nur sechs und dreyßig Jahr und zwey Monate bewohnt hatte.

Joram sprach seinen Segen über den Leichnam seines unglücklichen Freundes, verschloß das Zimmer, und gieng, der trostlosen Wittwe Muth und Beruhigung einzusprechen.

chen. Er fand sie in den schrecklichsten Phantasien, und in einer völligen Fieberhitze. Sie schien ihren Verstand verloren zu haben, und er konnte nicht zwey Worte mit ihr reden. Er ließ also gleich einen der berühmtesten Aerzte holen, und befahl ihm die Sorge für die Rettung des unglücklichen Weibes auf seine Seele. Einige Tage lang lag Wilhelmine am Tode; endlich aber siegte ihre gute Natur, durch die geschickte Bemühung des Arztes unterstützt, doch noch über die Wuth ihrer Krankheit. Sie wurde wieder gesund; aber eine gewisse stille Melancholie, die sie noch itzt nicht verlassen hat, blieb ihr als Folge ihrer Gemüthszerrüttung übrig.

Inzwischen sorgte Joram für das Begräbniß seines verblichenen Freundes, und gab alle Kosten dazu her. Da die Ursache seines Todes nicht ruchtbar wurde, weil Joram weder Mühe noch Kosten sparte, diese schreckliche Geschichte zu unterdrücken, so wurde er früh in der Stille auf den öffentlichen Gottesacker begraben, und sein Leichnam wurde nicht durch die Hände dererjenigen verunehret, welchen man sonst dergleichen Verbrecher zu übergeben pflegt, um auch

im Tode die Thaten zu ahnden, zu welchen oft Verzweiflung und Noth die besten Menschen verleiten.

Aber nun — lieber Leser! — bewundre mit mir das großmüthige, edle Herz eines Mannes, — der ein Jude war, — dessen Handlungen aber manchen Christen beschämten, — unsres Jorams! — möchte ich doch, mit Aufstellung dieses Beyspiels der Edelmuth und Tugend, aus einer Nation, die man so oft zu verlästern pflegt, nur einige der noch immer gegen diese Nation sich auflehnenden Vorurtheile wegräumen, — oder sie doch wenigstens mildern können! — möchten sich Menschenfreunde finden, die, wie ich gethan habe, dergleichen große Handlungen, welche Juden ausgeübt haben, in der wirklichen Welt aufsuchten, und sie zur Rettung der Ehre dieser verschrieenen Völkerschaft, der Christenheit zum Muster aufstellten! — Denn gewiß, es giebt viel brave Männer unter den Juden, wenn man sie nur nicht mit Fleiß verkennen will — Männer, gegen welche wir Christen so ungerecht handeln, wenn wir sie unter dem allgemeinen bösen Karaktrr verlieren, unter welchem uns

das

das Vorurtheil und der Aberglaube die ganze Nation abbildet. — Doch zurück von dieser Ausschweifung zu unserm Joram!

Dieser edle Mann hatte nicht so bald dafür gesorgt, daß sein verblichener Freund mit Ehren zur Erde bestattet wurde, als er sich auch der Wittwe, und der Kinder desselben, mit außerordentlichem Eifer annahm. Er fieng damit an, daß er die hinterlassenen Schulden des unglücklichen Liebetrauts, die ziemlich ansehnlich waren, in der Stille bezahlte, die erhaltenen Wechsel zerriß, und eine Schrift aufsetzte, nach welcher er den Erben seines Freundes mit der Summe ein Geschenk machte, welche er zur Befriedigung der Gläubiger angewandt hatte.

Dann untersuchte er die außenstehenden Sporteln des Verstorbenen, ließ sich zum Vormunde der Kinder bestellen, trieb diese Sporteln ein, und sammlete sie zu einem zinsbaren Kapital, wozu er selbst noch ein Ansehnliches am Gelde hinzu legte, und alsdenn das Kapital auslieh. Kurz, er vertrat völlig Vaterstelle an diesen unglücklichen Waisen, sorgte für ihre Erziehung, und für ihren Unterricht; und nichts war ihm zu schwer,

und

und zu wichtig, was er nicht für diese Kinder hätte unternehmen sollen.

Was Wilhelminen anbetrifft; so kannte er ihren Hang zur Eitelkeit nur allzugut, als daß er nicht hätte befürchten sollen, daß sie sich nach erlangter Gesundheit diesem Laster nur allzubald wieder ergeben würde. Er beschloß, ihr ein Jahrgeld zu geben; vorher aber gieng er zu ihr, um ihr die Bedingungen zu eröffnen, unter welchen er diese Wohlthat an ihr zu thun für gut fand. Sie empfieng ihn mit gerührtem Herzen, und zerfloß fast in Empfindungen der Dankbarkeit für die Wohlthaten, die sie und ihre Kinder schon von ihm empfangen hatten. Joram aber sagte:

„ich verbitte alle Danksagungen, liebste „Freundinn! Das Wenige, was ich für „Sie und Ihre Kinder gethan habe, ist „Pflicht der Freundschaft, die ich Ihrem „verstorbenen Manne schuldig bin, und „versprochen habe. Nur um einer Bitte „willen komme ich zu Ihnen, die Sie mir „gewähren werden, wenn es Ihnen an„ders Ernst ist, die guten Absichten nicht „zu vereiteln, die ich mit Ihnen und den

„theuren Kindern meines Freundes vor-
„habe. Legen Sie künftig Ihre eitle Den-
„kungsart ab! leben Sie, wie es einer
„Wittwe geziemt, deren Mann nicht die
„besten Umstände hinterlassen hat! Thun
„Sie dieses, so werde ich Sie Zeit meines
„und Ihres Lebens nicht verlassen. Auf
„solchen Fall setze ich Ihnen für Ihre Per-
„son ein Jahrgeld von jährlichen 200
„Thalern aus, das Sie alle Monate
„richtig ausgezahlt erhalten sollen. Fer-
„ner bitte ich, diese Kleinigkeit mir nicht
„als ein Allmosen anzurechnen, sondern
„es bloß als Ausübung einer Pflicht der
„Menschenliebe und Freundschaft von mir
„anzunehmen. Für Ihre Kinder werde
„ich besonders sorgen. Bloß die Sorge
„ihrer ersten Erziehung bitte ich Sie, zu
„übernehmen. Für die Kosten stehe ich.
„Jedoch, dafern Sie so glücklich seyn
„sollten, sich anderweit gut zu verheira-
„then, so werden Sie sich von selbst be-
„scheiden, daß alsdenn das Jahrgeld weg-
„fällt; die Kinder aber werden dem un-
„geachtet meiner Vorsorge empfohlen blei-
„ben.

Es ist unmöglich zu beschreiben, was die arme, gebeugte Wilhelmine bey diesem Vortrage des edelmüthigen Juden empfand. Das Gefühl der Freude überwältigte sie so sehr, daß sie ihrem Wohlthäter am Busen sank, und nicht Worte genug finden konnte, ihm ihre Dankbarkeit zu bezeigen, und ihm auf das theureste zu versichern, daß sie sich ihrer schädlichen Eitelkeit niemals wieder ergeben, und nichts ohne seinen Rath und seine Vorschrift unternehmen wolle. Auch hielt sie redlich Wort. Sie befleißigte sich eines ordentlichen stillen Lebenswandels, und noch lebt sie unverheirathet, in der Absicht, nie wieder in den Ehestand zu treten, sondern sich bloß der Erziehung ihrer Kinder zu widmen.

So war denn das Ende eines Mannes beschaffen, der zu viel Zärtlichkeit für eine verderbliche Frau besaß; und so war ein Jude im Rathe der Vorsehung bestimmt, durch Wohlthaten das zu verbessern, was diese Frau verdorben hatte, und — sie selbst durch Großmuth zu bekehren.

Ende des ersten Bändchens.

Inhalt.

Das edelmüthige Dienstmädchen. Erste Scene. Seite 3.

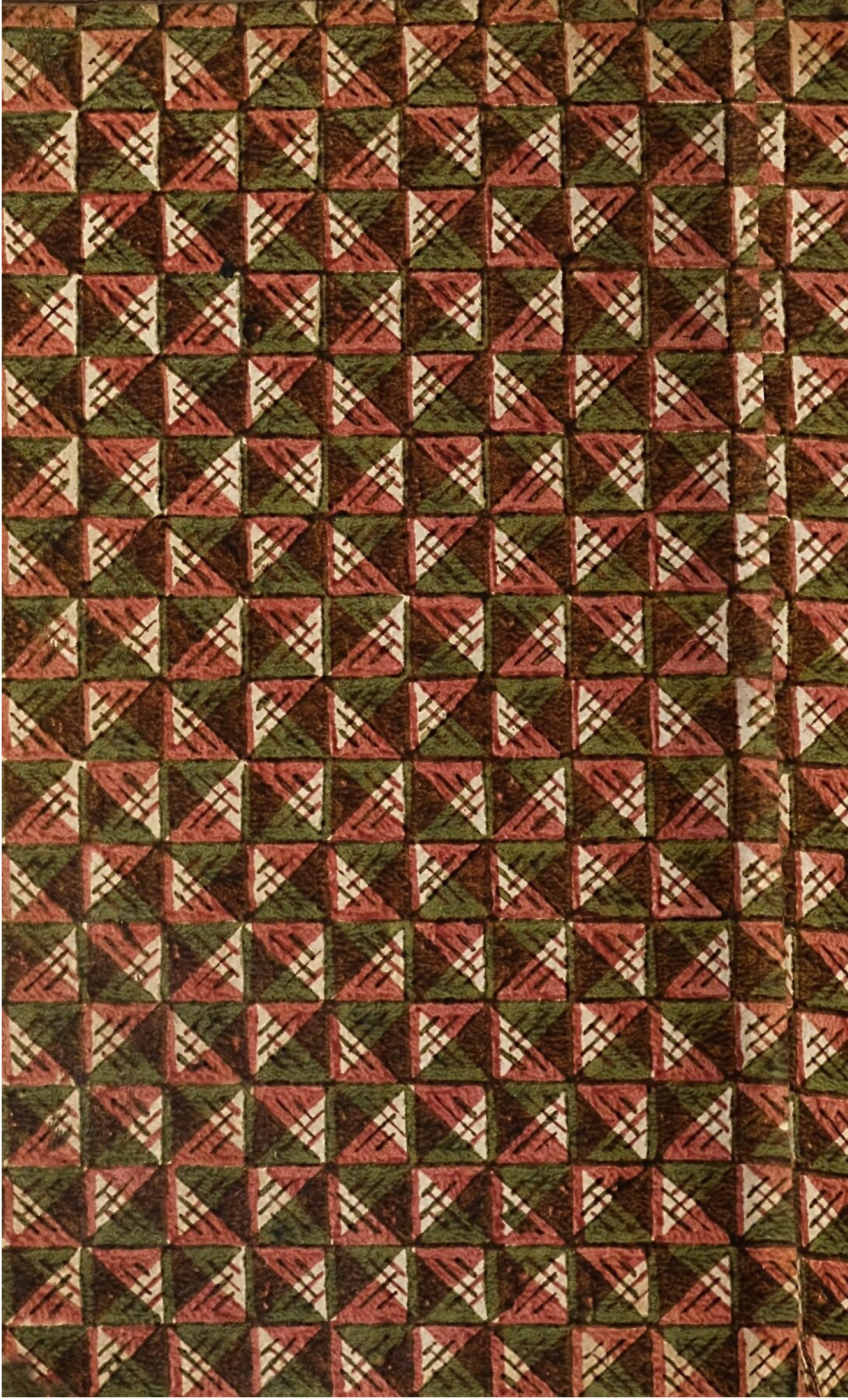
Die gerettete Buhlerinn. Zweyte Scene. Seite 71.

Die Verbrecherinn aus Noth. Dritte Scene. Seite 143.

Die Braut im Tode. Vierte Scene. Seite 199.

Die verderbliche Frau. Fünfte Scene. Seite 255.

LB
Coburg



Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thilo, Friedrich Gottlieb,

Lebensscenen aus der wirklichen Welt

Bd.: 1

1784

Coburg, Landesbibliothek -- D III 9/40
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941299-7